German 833 no. 8

# Anton Reiser

## Untersuchungen zur Lebensgeschichte von K. Ph. Moritz und zur Kritik seiner Autobiographie

### I. Moritz' Lebensgang von 1756—1778

(Nach den Quellen)

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen philosophischen Fakultät
der Universität Leipzig vorgelegt

von

**Hugo Eybisch**

aus Heiligenwald (Reg.-Bez. Trier)

R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1909

1858

833 M82
Oa Ye

Angenommen von der philologischen
Sektion auf Grund der Gutachten
der Herren Köster und Sievers
Leipzig, den 17. Februar 1909
Der Procancellar: Köster

Diese Dissertation wird demnächst als 14. Band der von Albert Köster herausgegebenen „Probefahrten" erscheinen. Dort werden ihr 3 weitere biographische Kapitel, nebst einem Anhang, eine Bibliographie und eine Sammlung der noch erreichbaren Briefe von, an und über Moritz beigegeben werden.

Meiner Großmutter

zum Gedächtnis.

Meinem Großvater

in Dankbarkeit.

Glauben müssen wir, irgendwo unter den Sternen irrten die Schatten der Verstorbenen, und wenn eine Gestalt erscheine, in der sie sich erkennten, vereinigten sie sich mit ihr in wunderbarer Weise, so daß sie nun wahrhaft beseelt und belebt sei. So ist die Darstellung von Gewesenen eine Geisterbeschwörung. Zuweilen merken die Zuschauer, daß nur eine geschickte Spiegelung, irgend ein gefälliges, vielleicht erstaunliches Kunststück ihnen vorgespielt wird, zuweilen steigt der Geruch leibhaftigen Lebens zu ihren Sinnen auf. Dann ist die Formel des Suchenden in den Hades gedrungen und hat eine der flatternden Erscheinungen berührt und verdichtet: das Auge verdunkelt sich und blickt uns an, die Luft neigt sich der gelösten Stimme entgegen. Geschieht das nicht, so möge wenigstens in der Formel etwas Lehrreiches sein, das andern dienen kann, eine wirksamere zu finden.

Ricarda Huch.

# Vorwort.

Den Hinweis auf K. Ph. Moritz' „Anton Reiser" und die Anregung zu meinen im Lauf der Arbeit notwendigerweise immer weiter ausgedehnten Untersuchungen über den Roman und seinen Verfasser danke ich meinem verehrten Lehrer, Herrn Professor Max Herrmann. Mit reichem Gewinn durfte ich mich, auch fern von Berlin, jederzeit seiner regen Teilnahme, seines fördernden Rates und seiner liebenswürdigen Unterstützung erfreuen. Ein wichtiger Teil meiner Untersuchungen wurde nach zweijähriger, ausschließlich dem Gegenstand gewidmeter Arbeit aus äußern und innern Gründen zum Abschluß gebracht; seine Ergebnisse sind im folgenden als Grundlegung und Vorbereitung für eine spätere Monographie über den „Reiser" geschlossen dargestellt.

Da die Quellenforschung über Moritz' Leben fast hundert Jahre lang völlig vernachlässigt worden ist, war die Auffindung und Sammlung des urkundlichen Materials eine dringend notwendige, aber schwierige, mühevolle und enttäuschungsreiche Aufgabe. Der Nachlaß von Moritz, der sich lange Zeit treulich behütet in den Händen seines 1828 verstorbenen Bruders befand, scheint unwiderbringlich verloren zu sein. Weder der Umsicht und dem Spürsinn Gotthilf Weisssteins, dem ja seine glänzende und seltene Kenntnis der Geschichte und der Verhältnisse Berlins in weitestem Maße dabei zustatten kommen mußte, noch der Mühe und Sorgfalt, mit der ich alle vermeintlichen Spuren gewissenhaft verfolgt und Nachfragen vielerorts angestellt habe, ist es gelungen, ihn oder Teile von ihm zu entdecken. Um so eifriger galt es nach dem sonstigen zerstreuten Material Ausschau zu halten; um so dankbarer muß ich hier der

Hilfsbereitschaft und des Entgegenkommens gedenken, die ich bei meinen Nachforschungen fast überall gefunden habe.

Urkunden und Quellen habe ich in Berlin auf dem Kgl. Geh. Staatsarchiv, dem Magistratsarchiv und der Kgl. Bibliothek; in Hannover auf dem Kgl. Geh. Staatsarchiv, dem Stadtarchiv und dem Archiv des geistlichen Ministeriums und in Erfurt auf der Kgl. Bibliothek eingesehen und verarbeitet. In dankenswertester Weise erhielt ich für die Aufstellung der Bibliographie von 139 in- und ausländischen Bibliotheken bereitwillige und sorgfältige Auskunft über ihre Bestände. Für Übersendung, Erlaubnis zur Einsichtnahme und Vergleichung von Briefen bin ich den Vorständen der Kgl. Bibliothek Berlin, der Hof- und Nationalbibliothek zu München, der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, des Goethe-Schiller-Archivs zu Weimar, ferner den Herren: Geheimrat Lessing, Berlin; Kgl. Baurat Weisstein, Brieg; Professor Dr. Schüddekopf, Weimar; Rudolf Brockhaus und Dr. Carl Geibel, Leipzig, verbunden. Insbesondere sage ich den Vorständen der Kgl. Bibliothek zu Berlin, der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel und des Goethe-Schiller-Archivs zu Weimar, den Herren: Geheimrat Suphan, Baurat Weisstein, R. Brockhaus und Dr. C. Geibel für die liebenswürdige Erlaubnis zur Veröffentlichung bisher ungedruckter Briefe meinen ergebensten Dank.

Wertvolle Mitteilungen und fördernde Unterstützung im einzelnen danke ich den Herren: Dir. Dr. Bellermann, Berlin; cand. phil. R. Bitterling und Professor Dr. M. Dessoir, Berlin; Dr. Buchwald, Leipzig; Professor Dr. Georges, Gotha; Pfarrer Heider, Netphen; Senior Dr. Hilmer, stud. jur. O. Hilmer und Stadtarchivar Dr. Jürgens, Hannover; Hauptlehrer Jünemann, Nieder-Orschel; Pastor Kausche, Braunschweig; Sanitätsrat Dr. Loth, Erfurt; Kunstmaler Georg Macco, Düsseldorf, und Herm. Friedrich Macco, Steglitz; Stadtarchivar Dr. Mack, Braunschweig; Mittelschullehrer Th. Michael, Breslau; Archivar D. Jos. Th. Müller, Herrnhut; Prof. Dr. Nohl, Berlin; Professor Dr. Stange, Erfurt, und Dir. O. Ulrich, Hannover.

Endlich ist es mir eine liebe Pflicht, zu Beginn dieser sich mit K. Ph. Moritz beschäftigenden biographischen Arbeit mit besonderem Nachdruck und mit herzlicher Dankbarkeit Gotthilf Weisteins Namen zu nennen. Leider war es dem Verstorbenen nicht vergönnt, die Früchte seines liebevollen, unermüdlichen Sammelfleißes und der Forschungen, die er seit dreißig Jahren dem Leben und den Werken

von Moritz zugewendet hatte, selber zu ernten. Um so mehr freue ich mich, daß ich noch mit dem Lebenden während des Winters 1906/07 mündlichen Austausch pflegen und für meine Anfänge seine Hinweise und Andeutungen nutzen konnte. Um so dankbarer bin ich dafür, daß ich, dem Abschluß meiner Studien nahe, im März 1908, seine reichhaltigen, geordnetes und ungeordnetes Rohmaterial enthaltenden Moritzpapiere einsehen und verwerten durfte. Im einzelnen ist in den Anmerkungen über jede Notiz, über jeden Hinweis, den ich erst in ihnen fand, genaue Rechenschaft abgelegt. Dem Kgl. Baurat, Herrn Herm. Weisstein in Brieg, schulde ich für seine gütige Erlaubnis zur Benutzung des Nachlasses, sein vertrauensvolles Entgegenkommen und seine weitherzige Liberalität den wärmsten Dank.

In Leipzig, wo ich in der neueren Abteilung des deutschen Proseminars und Seminars einen großen Teil meiner literarhistorischen Ausbildung empfing, wurde auch die vorliegende Arbeit vollendet. Weit über ihre Grenzen hinaus bin ich meinem verehrten Lehrer, Herrn Professor Albert Köster, für all das, was ich während eines Trienniums von ihm gelernt und empfangen habe, für wissenschaftliche Förderung und persönliches Wohlwollen, für die Freiheit und Selbständigkeit, die er, durch anregendes Vorbild und feinsinnige Führung lehrend, dem Lernenden allezeit ließ, zu dauerndem tiefem Danke verpflichtet.

# Inhalt.


Seite

Einleitung . . . . . 1
Erstes Kapitel. Elternhaus und Kindheit . . . . . 4
Zweites Kapitel. Auf der Hohen Schule . . . . . 13
Drittes Kapitel. Irrfahrten und Wanderungen . . . . . 61
Anmerkungen . . . . . 78

# Einleitung.

In seiner Eigenschaft als Autobiographie stellt K. Ph. Moritz' „Reiser" dem Literarhistoriker besonders schwierige und reizvolle Aufgaben. Wenn irgendwo, so liegt bei diesem psychologischen Roman die Möglichkeit und Notwendigkeit vor, Wirklichkeits- und Phantasieelemente reinlich zu sondern und so in die formende und gestaltende Tätigkeit des Verfassers, in ihre Mittel und ihre Ziele tief einzudringen. Zum andern beantwortet eine solche Scheidung die Frage nach dem Werte unserer Selbstschilderung als historischer Quelle für die Lebensgeschichte und die Erkenntnis von Moritz' Persönlichkeit.

Als das wichtigste Hilfsmittel und die unbedingte Voraussetzung für eine Lösung dieser Fragen bietet sich die genaue Kenntnis von Moritz' Lebensgang bis mindestens zum Jahre 1790 dar, wo der letzte Teil des „Reiser" erschien. Sie gewährt das Kontrollmaterial für die in dem Roman geschilderten Jahre von 1756—1776. Sie gibt Aufschluß über Moritz' weitere Entwicklung in der Zeit von 1776—1790. Aus ihr wird seine geistige Verfassung zur Zeit der Ausarbeitung der einzelnen Teile klar.

Daß bei der Nachprüfung und der Kritik einer Autobiographie grundsätzlich und mit voller methodischer Strenge von jeder Verwendung des in ihr Gegebenen abgesehen werden muß, ist selbstverständlich. Es bedarf deshalb in unserm Falle einer Darstellung der Jahre von 1756—1776, die den „Anton Reiser" völlig ausschaltet und mit alleiniger Hilfe des heute noch erreichbaren Quellenmaterials, als ob wir die Autobiographie gar nicht hätten, Moritz' Jugendgeschichte von neuem aufzubauen versucht.

Aber auch damit allein ist es nicht getan. Ein anderer ist der Knabe und Jüngling, von dem der Roman erzählt, ein anderer der Mann, der ihn schreibt. Im Wandel der Zeiten und Erlebnisse, der Interessen und Ideale hat er und mit ihm zugleich der Schatz seiner Erinnerungen sich nach vielen Richtungen hin bedeutsam verändert. Denn auch die Erinnerung ist ein aktiver, schöpferischer und formender Prozeß, in dem die Wirklichkeitselemente beständig umgestaltet und fortgebildet werden. Wieder also müssen wir für Moritz' Weiterentwicklung seine Biographie befragen, und uns vor allem über die Wanderjahre von 1776—1778, die Berliner Zeit bis 1785/86, die italienische Reise und die Beziehungen zu Goethe, die für den letzten Teil die Voraussetzung bilden, eingehend unterrichten.

Endlich gibt die tiefere Kenntnis der Berliner und der römisch-weimarischen Epoche Aufschluß über einen dritten für die Autobiographie wichtigen Faktor, nämlich über die Bewußtseinslage des Schreibenden, über Moritz' Gefühls- und Anschauungswelt zur Zeit der Abfassung der einzelnen Teile des „Anton Reiser". Denn durch sie wird, wie leicht einzusehen ist, in entscheidender Weise sowohl die Auswahl als die Auffassung der Tatsachen beeinflußt, die zum Aufbau des Erinnerungsbildes und zur literarischen Darstellung verwendet werden.

Nun ist aber die Biographie, auf die wir uns so immer wieder angewiesen sehen, und die höheren Ansprüchen genügte, noch gar nicht vorhanden. Alles, was bisher in dieser Richtung versucht worden ist, auch Geigers Übersicht in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", ist dürftig und, schlimmer als das, unzuverlässig. Unbesorgt schöpfen fast sämtliche Darstellungen aus den trüben und abgeleiteten Quellen, dem „Reiser", Klischnigs öden „Erinnerungen" oder gar aus zeitgenössischer Legendenbildung. Da sie zudem noch den größten Teil ihres Materials meistens von den Vorgängern ohne Prüfung herübernehmen, wächst fast mit jeder Bearbeitung des Gegenstandes die Zahl der Fehler, Irrtümer und Nachlässigkeiten.

So mußten infolge dringender Notwendigkeit auf der einen und bedauerlichen Versagens auf der andern Seite die nachfolgenden Untersuchungen selbständig angestellt werden. Wie sie überall zu den ersten und besten Quellen vorzudringen suchen, so haben sie doch einseitig den Roman im Auge und wollen in keinem Sinne als eine auch nur annähernd vollständige biographische Darstellung gelten. Naturgemäß aber erheben sich vielfach Zweifel über den

Grad, die Grenzen und die Auswahl des in dieser Richtung Wichtigen und Notwendigen. In einzelnen Partien nötigt eben die Rücksicht auf den „Reiser", zur Vorbereitung und Erhärtung späterer Darlegungen — mehr, als der Biograph es tun müßte — in die Breite und Weite zu gehen (Schulgeschichte), in anderen, wo an sich einige wenige Details und Einzelzüge genügt hätten (Italienische Reise), glaubte ich doch auch den Rahmen und den Hintergrund geben zu dürfen, geben zu müssen.

Eine Biographie von Moritz aber konnte und wollte ich als Anfänger nicht unternehmen. Für diese lohnende und verlockende Aufgabe, die jetzt nach Gotthilf Weisteins Tode für einen Berufenen wieder frei ist, und deren Bewältigung ebenso für die Geschichte des Schrifttums wie für die Geschichte der Seele im 18. Jahrhundert als eine dringende Forderung gelten darf, sollen die folgenden Untersuchungen nur vorarbeiten und Stoff bereitstellen.

## Erstes Kapitel.

# Elternhaus und Kindheit.

Im Jahre 1724 wurde Johann Gottlieb Moritz als Sohn des preußischen Soldaten Albrecht Moritz in Halle geboren[1]). Wie sein Vater ging auch er zum Militär; als Hoboisten in dem Regiment von Post finden wir ihn in den fünfziger Jahren in Hameln wieder. Nach der gelegentlichen Äußerung eines Sohnes war er ein ruheloser, unsteter und selbstquälerischer Mensch. Karl Philipp hat den Vater in seinem „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde", in dem er seinen Entwicklungsgang schilderte und Stücke aus seiner Korrespondenz mitteilte[2]), „einen sehr merkwürdigen Mann" genannt, dessen Leben und Charakter in mehr als einer Rücksicht für den Psychologen interessant seien.

Etwa im dreißigsten Jahre nämlich erwachte in dem Hoboisten Moritz eine starke religiöse Neigung, die er zunächst durch eifrige Lektüre, fleißigen Besuch der Gottesdienste und geistliche Übungen (Fasten vor den Feiertagen) zu befriedigen suchte, die ihn bald nach besonderen Unterredungen mit Pfarrern verlangen ließ und schließlich in pietistische Kreise führte. Die Entscheidung in diesen inneren Kämpfen brachte der Tod seiner Frau, die im Oktober 1753 an demselben Tage starb, an dem sie einem Sohne (Johann Peter) das Leben gegeben hatte. Er selbst gesteht[3]):

> Wenn ich damals das Leben der Altväter in der Wüste zu lesen gehabt hätte, so würde ich denenselben alles nachgemacht haben. Wenn Musik zum Tanzen gefordert wurde, so spielte ich nicht mit, ob mir gleich mit der Verabschiedung gedrohet wurde, und hätte man nicht aus freiem Willen mit mir Nachsicht gehabt, so hätte ich dieselbe mit Freuden angenommen.

Ein separatistischer Uhrmacher, mit dem er damals bekannt wurde, rüttelte den Verzweifelten aus seiner Lethargie auf und gewann so viel Einfluß auf ihn, daß er zu geregelter Tätigkeit zurückkehrte und seine Berufspflichten wieder erfüllte. Vor allem aber brachte dieser Seelenführer ihn nun in das Haus und den Kreis des Herrn von Fleischbein, eines Anhängers der quietistischen Mystik der Madame Guion[4]).

Fleischbein war 1700 wahrscheinlich zu Frankfurt a. M. geboren worden, wo sein Vater Gothaischer Hofrat und Resident war, und im März 1715 mit seiner Familie auf das neuerworbene Schloß Hainchen, unweit Siegen im heutigen Regierungsbezirk Arnsberg, übergesiedelt[5]). Nachdem er ganz plötzlich von einem jähzornigen und eigensinnigen Wesen sich bekehrt hatte[6]), lernte er durch seine Schwester, die Gattin des Gräflich Hachenburgischen Oberhofmarschalls von Prüschenk, den Herrn von Marsay kennen, der damals zusammen mit seiner geistlichen Eheschwester Catharina Elisabeth von Callenberg in Schwarzenau im Sinne der Guion und Bourignon ein asketisches Eremitenleben führte. Er wurde nun Fleischbeins geistlicher Berater und schrieb in erster Linie für ihn seine Diskurse, die jener übersetzte. Mehrere Jahre lebte er ganz auf des Freundes väterlichem Schloß. Dort wurde Johann Christian Edelmann in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre mit dem kleinen Kreise bekannt, den er folgendermaßen schildert[7]):

> Sie hatten sich in die Schriften der Bourignon und Guion dergestalt verbildet, daß sie sie mehr, als die Bibel selbst venerirten. Der Herr von Marsey, auf dem der Geist dieser beyden Heiligen zwiefach zu ruhen schien, und der alle seine Schriften aus dem Wasser dieser Quellen schöpfte, war der Götze dieser kleinen Familie. Denn der alte Hr. von Fleischbein und dessen Gehülfinn, dieser beyden Sohn und Tochter nebst ihrem Schwiegersohn, dem Hrn. von Prüschenck, erhuben denselben ganz über die Gebühr, und unterwarfen sich seinen geistlichen Anstalten recht blindlings. Diese hatten nun zwar nichts von äußerlichem Gewürcke, sondern schienen die Menschen nur in sich selbst in die Stille zu führen, von dem Geräusche der Sinnen und Affecten, auf eine Zeitlang auszuruhen, und sie auf die, in ihnen redende Stimme Gottes aufmercksam machen zu wollen. Wenn das nun auf eine freie und nicht mit Vorurtheilen eingeschränckte Art geschehen wäre, so würde diese Uebung nicht ohne Nuzen gewesen seyn; Aber da sich die armen Leute täglich eine gewisse Stunde bestimmten, in welcher sie auf des Hrn. von Marsay Stube zusammen kamen, und, ohne ein Wort zu sprechen, biß zum Verlauf der Stunde, nur Stille vor sich weg sassen, bisweillen, um nicht einzuschlafen, die Augen verdreheten, und heimliche Seufzer von sich hören ließen, auch während dieses selbst erwehlten

Stillschweigens, nach der Vorschrift der Bibel und ihres Führers, nichts anders in sich hören durften, als was alle arme Sünder laut bekennen, nemlich daß sie arme verdorbene und zu allen guten untüchtige Creaturen wären; so konnte auch aus dieser seltsahmen geistlichen Uebung weiter nichts herauskommen, als daß die armen Leute blieben, wie sie waren, und doch dabey wunder dachten, was sie vor andern voraus hätten.

1742 fand dies schon im vorhergehenden Jahre einmal unterbrochene Zusammenleben sein Ende. Damals kehrte Marsay nach dem Tode seiner Gefährtin nach Schwarzenau zurück, wo er indessen nur drei Jahre blieb. Von 1745 an wanderte er unruhig hin und her und hielt sich kürzer oder länger in Altona, Pyrmont, Godelsheim bei Arolsen und Ambleben bei Wolfenbüttel auf.

Fleischbein folgte ihm 1747 in die Nähe von Arolsen (Korbach). Zu der Zeit, als der Hoboist Moritz ihn kennen lernte, muß er in einem Badeort, vielleicht dem von Marsay öfter besuchten Pyrmont, ansässig gewesen sein[8]). Von dort aus leitete und beriet er, namentlich wohl seit dem Tode seines geistlichen Lehrers (1753), die weit zerstreuten separatistischen Quietisten, für die sein Haus der Sammelplatz und Mittelpunkt war. Freilich, nach dem Rat und Trost zu urteilen, den er Moritz' Vater in seinen Briefen[9]) spendete, stand es schlecht um seine Seelenführung. Immer wieder wies er den Hilfesuchenden auf die Schriften der Guion und die eigenen inneren Erfahrungen hin oder schärfte ihm die peinliche Innehaltung der zum stillen Gebet vor Gott bestimmten Zeiten ein. Das waren aber doch sicher gerade die Instanzen, die diesen im Stich gelassen hatten, wenn er sich an Fleischbein wandte.

Und was mag der einfache Mann vollends von all jenen mystischen Kunstausdrücken, von „den nach einer satisfaksanten Glückseligkeit hungernden und verlangenden Eigenschaften der Seele", dem „Non trouble" und all den Abstraktis verstanden haben? Wie wenig konnten ihm bei den Anwandlungen von Wollust und Zerstreuung, bei Trockenheit und Blöße, bei seinen alltäglichen und einfachen groben Anfechtungen jene raffinierten und komplizierten asketischen Anweisungen nützen, der Prüfung stille zu halten und sich mit einem begangenen Fehler nicht zu lange zu beschäftigen! Was half es, wenn er da hörte, er müsse „den inneren Schmerz tragen und diese innere Pein sich, solange sie währen möchte, zernagen lassen, ohne etwas anderes zu thun, als wie vorher sich in der Gegenwart Gottes stets und von neuem wieder zu halten und die inneren Übungen wie vorher fortzusetzen". Wo endlich sollte

er Ruhe und Gewißheit finden, wenn es ihm verboten war, auf wahrnehmliche Tröstungen zu warten und danach zu verlangen, etwas Deutliches in sich wahrzunehmen oder eine große Veränderung zu erfahren? Auch bei persönlichen Besuchen war es um den Rat und die Unterweisung nicht viel besser bestellt; schreibt doch Fleischbein einmal an ihn:

> Indessen wunderte es mich selbsten während Ihrer Anwesenheit, daß ich so wenig mit Ihnen reden konnte, ich überließ aber dieses, wie alles andere, Gott, und konnte Ihnen nichts weiter sagen, als daß Sie sich der Zerstreuungen ohngeachtet, stets in der Gegenwart Gottes zu erhalten trachten sollten.

Inzwischen hatte der Witwer im April 1755 den neuen Bund mit der um drei Jahre älteren Dorette Henriette König (geb. 1721)[10] geschlossen. Vor ihrer Verheiratung mag sie im Kloster Fischbeck bei dem Stiftsfräulein von Halcken gedient haben, die das Kirchenbuch der Garnisongemeinde Hameln[11] als einzige Patin ihres ersten Sohnes aufführt. Dieser wurde am 15. September 1756 geboren und am 17. auf den Namen Karl Philipp getauft.

Beschränkt und ärmlich muß der Haushalt der Eltern gewesen sein, denn das ganze Einkommen eines Hoboisten betrug monatlich 1 Taler 33 Ngr. 6½ Pfg.; dazu kamen 30 Brote, ein Teil der aus der Regimentskasse für die Hoboistenbande ausgeworfenen Summe und jährlich für die Verheirateten höchstens 20 Taler Servisgeld. Auf große Nebeneinnahmen aus Konzerten war in Hameln wohl kaum, eher schon in dem nahen Pyrmont zu rechnen, wo eine „sehr geschickte Gesellschaft Hoboisten in der ganzen Kurzeit während des Brunnentrinkens und auch den übrigen Tag hindurch das Ohr durch gute Musik ergötzte".

In Karl Philipps ersten Lebensjahren wurde der Vater durch den Krieg häufig seiner Familie entzogen, ja, er mag wohl den Rat des Herrn von Fleischbein befolgt haben, der ihm am 14. Juni 1759 schrieb[12]: „Wenn Hameln sollte belagert werden, werden Sie sehr wohl thun, Ihre Frau und Kinder vorher von dannen weg, und an einen andern Ort zu schicken." Dazu scheint es zu stimmen, daß der Tod der am 2. April 1760 in Hameln geborenen Tochter: Johanna Maria Juliane, weder in den Kirchenbüchern von Hameln noch in denen von Hannover verzeichnet ist. Da auch das Holtorfer Kirchenbuch sie beim Tod der Mutter nicht erwähnt, so dürfte sie frühe, wohl an einem uns unbekannten Zufluchtsort[13] der Familie in den ersten Jahren ihres Lebens gestorben sein.

Nach dem Friedensschluß von 1763 kam der Hoboist Moritz mit seinem Regiment, das seit 1761 unter dem Befehl des Prinzen Carl von Mecklenburg stand, nach Hannover. In dem noch heute erhaltenen engen Häuschen des Schusters Schantz in der Calenberger Neustadt an der Bergstraße[14]) wohnte die Familie in den ersten Jahren mit dem Blick auf die Neustädter Kirche und den Kirchhof.

Wir dürfen annehmen, daß sich der Vater von nun an eingehend und planmäßig mit Karl Philipps Erziehung befaßte. In diesen Jahren, in denen der Junge allmählich zum Verständnis erwachte, mag er ihn in die mystische Welt der Madame Guion eingeführt und ihm selbst die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens beigebracht haben. Von den öffentlichen Schulen aber, insbesondere von ihrem Religionsunterricht, hat er den Sohn sicher ferngehalten. Denn der alte Moritz war ein eifriger und strenger Separatist[15]):

> Er hielt es für Pflicht, sich jede Verachtung und Demüthigung lieb seyn zu lassen; durch nichts die äußern Sinne und die Einbildungskraft zu vergnügen und zu zerstreuen; und daher in kein Schauspiel zu gehen; keinen Roman zu lesen; auch nicht auf die entfernteste Weise, selbst nicht durch Tugend, nach Ehr und Ruhm zu streben; keine Musik zu machen; ja sogar kein Puder in die Haare zu streuen.

Dieser eigenen Strenge entsprechend mußte er, um so rücksichtsloser, je weniger er sich selbst vollkommen fühlen, und um so eifriger, je unklarer ihm vieles sein mochte, seinen Sohn anleiten und beaufsichtigen. Und so weit auch diese quietistisch-asketischen Vorschriften und Übungen von den Neigungen des Knabenalters zunächst abzuliegen scheinen, so gefährlich können sie werden unter den besonderen Umständen eines bewußt ausgeübten Zwanges, bei körperlicher Schwächlichkeit und Kränklichkeit, bei Unterstützung durch Grübeleien und Selbstquälereien, wie sie hier und da wohl bei begabten und phantasievollen Knaben früh sich finden. Im Verein gar mit der drückenden Enge, der ärmlichen und dumpfen Atmosphäre einer kleinbürgerlichen Soldatenfamilie des 18. Jahrhunderts mußten solche Einflüsse auf die jungen Seelen, die sich unter ihnen bildeten, lähmend und hemmend einwirken, die Ansätze zur Aktivität und Selbständigkeit zurückhalten, weichliche, läßliche Träumerei und eitle Selbstbeobachtung übermäßig fördern.

Das alles war denn auch bei Karl Philipp reichlich der Fall. Ob die ausgeprägte Passivität des Jünglings und des Mannes, die einer der hervorstechendsten Züge seiner seelischen Physiognomie ist

und von vielen Beobachtern immer wieder hervorgehoben wird, nicht im letzten Grunde auf Anlage und Vererbung zurückgeht, wer möchte das entscheiden? Er selbst neigt ja zu dieser Ansicht. Bestimmter und sicherer aber darf man behaupten, daß die religiös-quietistischen Einflüsse der Erziehung und der ersten Lektüre von hervorragender Bedeutung für die Bestärkung und Entwicklung solcher gefährlichen Eigenschaften waren. Zumal doch wohl, wenn später der lang aufgeschossene, schmalbrüstige Mann fast Jahr für Jahr an Lungenaffektionen leidet, der Rückschluß auf Krankheitskeime erlaubt ist, die, als Skrophulose oder als Anlage und Neigung zur Schwindsucht, von Jugend auf in seinem Körper lagen. Vielleicht bereiteten sie schon dem Knaben frühe Leiden und hielten ihn von den Spielen der Altersgenossen, von frischem, lärmendem Bubentreiben fern.

So wuchs Karl Philipp der Zeit entgegen, wo in seinem Stande die Eltern frühzeitig nach Brot und Unterkunft für die Kinder Ausschau halten und sie auf sich selber stellen müssen. Zudem hatten seinen Platz in ihrer unmittelbaren Sorge und Obhut jüngere Brüder eingenommen: am 9. August 1764 war dem Ehepaar Moritz ein Sohn: Johann Christian Konrad, am 22. November 1767 die Zwillinge August Friedrich und Johann Simon Christian geboren worden. So wird bereits vor Karl Philipp der ältere Stiefbruder das Haus verlassen haben. So dürfen wir auch einer mündlichen (vor dem ersten Teil des „Reiser" liegenden) Erzählung Glauben schenken, die aus dem Munde des mit Moritz persönlich bekannten Dompredigers Feddersen in Braunschweig der Stadtvikar Rinck auf seiner Reise durch Deutschland 1784 aufgezeichnet hat[16]). Nach ihr kam der junge Moritz zu einem Hutmacher in Braunschweig in die Lehre. Ja, indem wir wieder die dürftigen Kirchenbuchnotizen bis aufs letzte ausbeuten, können wir noch einen Schritt weiter gehen und annehmen, daß der Pate eines der beiden Zwillinge, der Hutmacher Johann Simon Lobenstein aus Braunschweig, mit Karl Philipps Lehrherrn identisch ist. In den Briefen des Herrn von Fleischbein tritt nämlich nach allgemein separatistischen Gepflogenheiten das Bestreben des Seelenführers hervor, wo die Gelegenheit sich fügt, unter seinen weit zerstreuten, einander unbekannten Anhängern persönliche Berührungen und Beziehungen zu vermitteln. Der Schluß liegt nahe, daß dieser Hutmacher aus Braunschweig gleichfalls ein Anhänger der Madame Guion und

des Herrn von Fleischbein war und dadurch spätestens um das Jahr 1767 die Bekanntschaft von Moritz' Vater gemacht hatte. Dieser konnte also in einem der folgenden Jahre den noch sehr jungen Sohn beruhigt einem Gesinnungsgenossen übergeben. Was Rinck und Fedderſen über die Einzelheiten dieses Aufenthalts wissen wollen, ist als lediglich anekdotisch anzusehen [17]). Dagegen wird es uns an der Tatsache der Braunschweiger Lehrzeit nicht irremachen, daß eine andere Quelle, der in dem Einführungsprogramm des Grauen Klosters (1778) veröffentlichte Lebenslauf von Moritz [18]), der für die Schulzwecke zurechtgemacht ist, diese Episode ganz verschweigt.

Übereinstimmend mit Rinck und Fedderſen berichtet aber auch er von der eigenartigen Wendung, die Moritz' Schicksal nahm. Nach seiner Rückkehr fand Karl Philipp nämlich in Hannover auf Fürsprache des Garnisonpfarrers Marquard in dem Prinzen Carl, dem Regimentschef seines Vaters, einen Gönner, der ihn durch seine Unterstützungen instand setzte, die Hohe Schule der Altstadt zu besuchen [19]). So dürfen wir rückschließend vermuten, daß seine Lehrzeit doch ein vorzeitiges Ende nahm, und können wenigstens mittelbar einen Einblick tun in die Ideale und Absichten, die ihn damals erfüllten. Denn wir kennen ja die strengen Überzeugungen des alten Moritz, der ein solches Herausheben aus dem Stande, ein solches Streben nach Wissen und Ehre unbedingt verwerfen mußte. Wenn wir gar hören, daß es ihm gerade damals gelungen war, sehr gegen den Rat seines geistlichen Führers seinen unruhigen Beruf als Musiker, der ihn nach seiner Meinung hinderte, „die Gegenwart Gottes in seinem Innern zu finden", mit einer dem Anschein nach ruhigeren, aber weit schlechter bezahlten Stelle zu vertauschen, so muß es als ganz unwahrscheinlich bezeichnet werden, daß er irgend etwas für das Studium seines Sohnes getan hat. Von einem inneren Drang des Knaben vielmehr, von einem durch das Lesen geweckten Bildungsverlangen und einem leidenschaftlich aufwärtsstrebenden Sinn, wie wir ihn ähnlich gerade in jener Zeit eine ganze Reihe bedeutender Männer aus engen, kleinbürgerlichen Verhältnissen unter Hindernissen und Entbehrungen zu geistiger Größe und hervorragenden Stellungen emporführen sehen, zeugt darum auch diese Wendung. Die Vermutung liegt nahe, daß Karl Philipp dem Pastor, der sich seiner annahm, und der ja der Seelsorger seines Elternhauses war, irgendwie aufgefallen sein oder sich selbst bemerkbar gemacht haben muß.

Einen zeitlichen Anhaltspunkt gewinnen wir, wenn wir die Angabe in jenem Schulprogramm, daß er vom 14. bis 19. Jahre das Gymnasium der Altstadt besucht habe, kombinieren mit dem zu Ostern 1771 erfolgten Umzug der Eltern nach Erichshagen, wo der Vater die Lizentschreiberstelle erhalten hatte. Wenn nicht bereits vorher, so mußte spätestens zu diesem Zeitpunkte die Frage seiner neuen Unterbringung und Versorgung dringend werden und ihn alles tun lassen, um sein Ziel zu erreichen. So dürfen wir, obwohl in jenem Lebenslauf die Worte „vom 14. Jahre" für die Zeit vom September 1769, wo er „in das 14. Jahr" trat, bis zum September 1771, wo er aufhörte, „14 Jahre alt" zu sein, die Wahl frei lassen, und obwohl die Gewohnheit der Schule, zu jedem Zeitpunkt neue Schüler aufzunehmen, eine genaue und sichere Bestimmung unmöglich macht, diese erste große Wendung in Karl Philipps Leben doch mit einiger Wahrscheinlichkeit für das Frühjahr 1771 festlegen.

Denn ein Wendepunkt wichtiger Art ist allerdings damit erreicht. Nicht in dem Sinne, daß die Sorgen und Nöte der Jugend nun ein Ende genommen hätten. Das mögen ihm höchstens die hitzigen Phantasien seines ersten vollen Glücksrausches vorgegaukelt haben. Daß im Gegenteil die Entbehrungen und Demütigungen nun erst recht anfangen mußten, dafür braucht man nicht erst auf die ähnlichen Schicksalsführungen begabter und armer Jünglinge hinzuweisen, das liegt in der Natur der Sache. Aber trotzdem, welche entscheidende geistige Befreiung bedeutete diese Wendung! Wie ungesund und stickig war doch die Atmosphäre, in der er bisher gelebt hatte! Seltsam verworren und befangen, krankhaft und hysterisch oft genug, mag die Gefühls- und Anschauungswelt der kleinen Leute gewesen sein, die jener quietistischen Mystik anhingen. Im besten Falle mußte sie sich doch noch immer verzerrt und entstellt in ihren Köpfen spiegeln. Ohne Zweifel hat gerade das Leidsame und Läßliche dieser Lehren, die Nötigung und Weisung, vor dem Elend des Alltagslebens die Augen zu schließen und nach innen zu fliehen, sie selbst in erster Linie angezogen und dann bestimmt, mit dem Eifer halben Verständnisses auf andere einzuwirken [20]).

Dem allem konnte und mußte Karl Philipp jetzt entwachsen. Und dafür lagen reiche, ungeahnte Möglichkeiten vor ihm. Er trat ein in eine bedeutende Schule, die ihn weiterführen sollte in das rege geistige Leben seiner Zeit, in dem gerade damals eine „fordernde

Epoche" begann und eine junge Generation, der er als ein Spätgeborener in jedem Sinne zugehört, mit der Vergangenheit brach. Freilich, ein großer Riß klaffte hier überall zwischen Altem und Neuem, und bei vielen reichen und verheißungsvollen Talenten aus dieser Schar gerieten die Forderungen und das Können, der Intellekt und die Energie, die Ideale und die Wirklichkeit in einen bitter schmerzlichen Zwiespalt. Wenn darum viele von ihnen in quälender Zerrissenheit und Unausgeglichenheit hin und her geworfen wurden, unruhevoll litten, frühzeitig untergingen, so mag auch das einen bedeutsamen Fingerzeig für Moritz selber geben.

Noch in einer anderen Beziehung ist bei ihm der Beginn der Schullaufbahn ein wichtiger Lebensabschnitt: er fällt zusammen mit der Scheide des Knaben- und Jünglingsalters. Auch wo man, wie hier, von Kinderglück nicht reden kann, auch wo, wie bei Karl Philipp, frühe Leiden und Nöte vorzeitige Reife bedingen, ist das doch ein bedeutsamer Wendepunkt. Denn nun nach der triebhaften Selbstverständlichkeit und der zufriedenen Abhängigkeit des Kindesalters beginnt in den entscheidungsreichen Pubertätsjahren aus dem gärenden Chaos von Sehnsüchten, Stimmungen und Ahnungen, von Grübeleien und Hoffnungen, wie sie der Jüngling durchlebt, die körperliche Reife, die Selbstbesinnung und bewußte Selbständigkeit sich langsam und dem Werdenden selbst unmerklich emporzuringen.

## Zweites Kapitel.

# Auf der Hohen Schule.

1.

Die Größe Hannovers[1]), das damals etwa 18000 Einwohner zählte, entsprach weder seiner Bedeutung als Landeshauptstadt, als Sitz der Regierung, der hohen Behörden und des hohen Adels, noch dem Wohlstand, der Bildung und den geistigen Interessen seiner Bewohner. „Es ist würklich schwer," meint G. Chr. Brandes, „es mit irgend einem andern Orte in Deutschland zu vergleichen. Es läßt alle Städte seiner Größe an Bildung des Geistes, der bemittelten Einwohner, an guten, graden Menschenverstand, an Kenntnissen, an Wohlhabenheit weit hinter sich zurück. Es übertrift in manchen dieser Stücke selbst viele der ungleich größeren Städte."

Bei ihrer Lage an der Peripherie, fern von den Mittel- und Brennpunkten des geistigen Lebens, „beynahe in einem Winkel des Landes" konnte auch Karl Philipps Vaterstadt eine auffallende oder gar führende Rolle im deutschen Leben nicht spielen. Aber für die Stadt selbst und doch auch für Deutschland war nach einer anderen Seite eben diese Lage gerade in den sechziger und siebziger Jahren, den Zeiten des stetig wachsenden englischen Einflusses, der ihm vor allem zu dankenden Verbreitung moderner aufklärerischer Ideen und Bestrebungen höchst bedeutsam. So finden wir denn, wo wir auch in das innere Leben hineinblicken, gleichmäßig stetes Streben, lebendige Entwicklung, verständige auf der Grundlage des Alten weiterbauende Neuerungen. Aber überall werden diese fremden Einflüsse bei der nüchternen zähen Beharrlichkeit der Niedersachsen

ruhig aufgenommen und selbständig verarbeitet; der eigentliche Grund für die Macht, die sie gewannen, liegt doch darin, daß sie von vornherein dem Wesen der Hannoveraner verwandt und gemäß waren. Diese Eigenart seiner Landsleute schildert Brandes [2]):

> Fade Schwätzer sind in Niedersachsen eine eben so seltene Erscheinung, auch in den höheren Ständen, als es eine lebhafte und leichte Conversation ist. Frohsinn und Leichtigkeit in Betreibung der Geschäfte sind keine gewöhnliche einheimische Tugenden. Alles Neue, alle Veränderungen liebt der Niedersachse aus anklebenden Pflegma nicht . . . (Er) empfängt alle neue, von dem gewöhnlichen etwas entfernte, Ideen im Ganzen mit einem gewissen Misbehagen. Die Sache muß ihm geläufig, bekannt worden seyn, ehe sie ihm gefällt; desto länger klebt er an alte Einrichtungen und Gewohnheiten. Zur Poesie ist der National-Charakter nicht gestimmt, aber der gesunde Menschenverstand ist, vielleicht zwar beschränkt auf einen engen Ideen-Kreis, hier ausgebreiteter, wie anderswo. Der Niedersachse nimmt an wenigem lebhaft Theil, und ist auch nicht gewohnt, seine Gedanken in Worte zu kleiden, die einem leichter zu bewegenden Volke selten fehlen.

Längst war Hannover nur noch dem Namen nach Residenzstadt und der Hof nach London verlegt. Georg III. hat die Stadt niemals besucht. Dafür residierte in ihr Prinz Carl von Mecklenburg, der Bruder der Königin, als Kommandant, und sie war der Sitz des Landesadels und der Landesregierung, der man, wie ein Blick in die Verordnungen und Gesetze zeigt, wohl eine edle aufgeklärte Denkungsart nachrühmen durfte.

Die Gesellschaft zerfiel nach wie vor in zwei streng geschiedene Klassen. Die Zugehörigkeit zum sogenannten ersten Rang war fest geregelt durch die Hoffähigkeit; der alte Adel und die Offiziere vom bürgerlichen Stande zählten zu ihm. Die unbefangene Leichtigkeit, die vornehme Lebensart, die weltmännische Gewandtheit, die seinen Gliedern Abkunft, Stellung und Erziehung als natürliche Gaben verliehen, erkennt auch der aufgeklärte zeitgenössische Beobachter als Vorzüge willig an. Schwankender naturgemäß waren die Grenzen beim zweiten Range. In der Hauptsache setzte er sich aus Beamten zusammen, der angesehenen „Dienerschaft vom neuen Adel und dem Bürgerstande"; nur selten und ausnahmsweise gelangten Kaufleute hinein. Auch er grenzte sich mit „egyptischem und indianischem Kastengeist" selber nach unten ab. In dem unbeirrbaren Rechtlichkeitsgefühl, in der ernsten entsagungsbereiten Pflichttreue dieser Bürger und Beamten wurzelte ein auf persönlichen Überzeugungen beruhendes Gemeinschaftsgefühl, und darin lagen hier gegenüber jenen äußeren natürlichen Grenzen die inneren Zugehörigkeitskriterien.

Die Hauptunterhaltung bei den gesellschaftlichen Veranstaltungen dieser beiden Klassen bildete das Spiel. Ohne große Leidenschaft pflegte man es aus jener behäbigen, niedersächsischen Bequemlichkeit, die zu reger Unterhaltung und anderen, mehr Lebhaftigkeit und Anstrengungen erfordernden Formen geselliger Betätigung wenig neigt.

Aber neben dieser mehr traditionellen kastenartigen Exklusivität finden wir nun auch eine freiere und modernere Strömung. Die steifen, zeremoniellen großen Gesellschaften, wo also hier die beiden Klassen streng getrennt blieben, liebte man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als die Empfindsamkeit wirksam zu werden begann, nicht mehr. Immer wieder wurden die kleinen Zirkel mit ihrer Nötigung und Gelegenheit zu reger Unterhaltung und naher Berührung von Mensch zu Mensch, mit ihrer ganzen gefühlvollen Intimität gepriesen. Und in ihnen fanden und begegneten sich auch in Hannover die sonst geschiedenen Kasten; gerade einzelne Damen vom Adel hatten dazu die Anregung gegeben, indem sie wohl zunächst und vor allem den Männern von Geist und Bedeutung aus dem anderen Range, dann erst und seltener den Frauen ihre Häuser öffneten.

Den freien und ungezwungenen Verkehr der Männer beider Schichten beförderten außer den Freimaurerlogen[3]) vor allem die Klubs, deren ersten der Hofgerichtsassessor und Landsyndikus von Wüllen im Jahre 1752 auf der Neuen Schänke nach englicher Sitte eingerichtet hatte. Zivil und Militär, Adel und Bürger, Alter und Jugend konnten hier zwanglos und „ohne den für einen beschäftigten Mann immer wichtigen Zeitaufwand einer doppelten Toilette nöthig zu haben", im Austausch der Ansichten und bei der Besprechung von Tagesfragen sich schätzen lernen und Einfluß aufeinander gewinnen. Weiter dienten dieser moderneren Geselligkeit der höheren Stände die öffentlichen Kaffeehäuser mit Gärten, vor allem das Vauxhall, das der Cafetier Angeau nach Londoner Muster eingerichtet hatte, und wo vom Mai bis September Sonntag abends alle wohlgekleideten und gesitteten Personen außer Bedienten in Livree bei Konzert und Illumination gegen ein Eintrittsgeld sich ergehen konnten. Stolz weist der Besitzer auf die zeitgemäßen Neuerungen hin[4]). Im Winter fanden dafür im Januar und Februar allwöchentlich Redouten auf dem Rathause statt, zu denen alle wohlgekleideten Masken freien Eintritt hatten, „da man das

Zutrauen hat, daß keine andere die Redoute besuchen werden, als solche, die sich bei dergleichen Gelegenheiten zu conduisieren wissen".

Bei dem Fehlen eines ständigen deutschen Theaters waren die kürzeren oder längeren Gastspiele, die in den Jahren 1766—1771 die Seylersche Truppe, dann 1773, 1776, 1776/77 Fr. L. Schröder und sein glänzendes Ensemble nach Hannover führten, künstlerische Ereignisse von ganz besonderer Bedeutung. Tiefe nachhaltige Eindrücke sind von ihnen ausgegangen. Auffallend stark und anhaltend wurde nach einer Äußerung Schröders das Theater von den unteren Klassen besucht, und Brandes charakterisiert dies Publikum, das er gern ganz auf seine eigenen Vergnügungen beschränkt sehen möchte:

> Die hohe Tragödie mag noch unschädlich für sie seyn, aber das Drama, das Lustspiel, was würken die? die gute Moral ist es nicht, die Eindruck macht, sondern das für Liebe kranke empfindelnde Mädchen, der galante Liebhaber, der Bediente, der seinen Herrn betrügt, die sind es, die nebst dem Roman des Stücks, Köpfe und Herzen verwirren.

Als Musikstadt bildete Hannover neben Celle im Lande eine besondere Ausnahme. Außer den Regimentshoboisten hatte es als einzige Stadt noch eine ständige Kapelle: die Hofmusiker. Dazu kamen die Konzerte namhafter fremder Künstler; mehrere Jahre hindurch wurde die beste italienische Musik von Italienern vorgetragen, und auch Händels Meisterwerke wurden infolge der Verbindung mit England hier viel früher als in Berlin oder Leipzig aufgeführt. Schlechter war es um die Vokalmusik bestellt. Im wesentlichen war sie Domäne des Stadtchors; nur selten engagierte man für die Konzerte auswärtige Sänger. Über das Publikum und sein Verständnis dürfen wir uns allerdings keinen großen Illusionen hingeben [5]).

Selbst so etwas wie eine Kunstausstellung finden wir einmal auf dem Rathause, da „die schöne Sammlung von Schildereyen, welche in vergoldeten Rahmen eingefaßt, und von den besten und berühmtesten Meistern verfertigt sind", die der Gemäldehändler Siemar aus Antwerpen im Februar 1774 ankündigte, doch wohl diesen Namen beanspruchen darf.

Die niedrige Schaulust der Menge dagegen kam bei den Hinrichtungen, Jahrmärkten und Schützenfesten, bei den Kunststücken der wandernden Luftspringer und Gaukler, bei der Bewunderung von „allerley in Lebensgröße in Wachs poussierten Figuren" und von abgerichteten Elefanten oder beim Abbrennen von Feuerwerken auf ihre Rechnung.

Deutlicher noch als im geselligen vermögen wir in dem öffentlichen und geistigen Leben Hannovers in den sechziger und siebziger Jahren eine frische aufwärtsstrebende Entwicklung zu erkennen. 1747 hatte die Altstadt mit ihren auf allen Bildern der Zeit so charakteristisch hervortretenden vier Türmen durch den Anbau der Ägidienneustadt eine bedeutsame Vergrößerung erfahren. 1751, lange vor der Hochflut der pädagogischen Reformen, war von dem Kaufmann Böttticher ein mit einer Freischule verbundenes Schullehrerseminar gestiftet worden. Auf ihre Waisen- und Siechenhäuser durfte die Stadt mit Recht stolz sein. Auch im kirchlichen Leben wurden zu Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre wichtige Reformen durchgeführt[6]). Einerseits setzte man die Zahl der Feiertage herab, andererseits hob und veredelte man den Gottesdienst. Der hervorragendste unter den damaligen Geistlichen, Johann Adolf Schlegel, der vor allem als Kanzelredner glänzte, hatte auch in der literarischen Welt einen guten Namen.

Für die geistige Kultur war besonders die Verbindung mit England, sodann die nahe Universität Göttingen bedeutsam. In Hannover selbst lebten J. G. Zimmermann und der Hofrat Brandes, eine Zeitlang auch Leisewitz und Hölty. Eine eigene gute Zeitschrift, das „Hannoversche Magazin", zeugt von den in Moritz' Vaterstadt vorhandenen Interessen; neben ihr dienten die Anzeigen und das Intelligenz-Comtoir dem Nachrichtenwesen. Wenn Knigge[7]) über die Verbreitung und den allgemeinen Stand der Bildung sagt:

> Es scheint nicht, als wenn Schriftstellerey hier (in Hannover) so sehr Ton wäre, wie in manchen andern Provinzen von Teutschland, und doch habe ich, so oft ich diese Reise gemacht, und auch jetzt wieder, die Bemerkung erneuert, daß man in wenig Städten, unter den Geschäftsleuten aller Art, so viel fein cultivirte, unterrichtete Männer antrifft, und die an ausgebreiteter Belesenheit manche eigentliche Literatoren vom Handwerke beschämen könnten, wie hier, in Braunschweig und überhaupt in Niedersachsen.

so widersprechen dem die spärlichen Beweise nicht, die sich dafür finden ließen. Brandes berichtet von einer Anzahl von Lesegesellschaften selbst unter den Bedienten; klagt über die Auswahl (fast nur neuer Bücher und periodischer Zeitschriften) und über die Lesewut bei dem niederen Volke, das die Komödien und Romane sich nicht nehmen lasse und durch sie vielfach unzufrieden gemacht werde. Wir zählen in den siebziger Jahren etwa sechs oder sieben Buchhändler, einen Musikalien- und einen Bilderhändler. Neben einem

Lesezirkel, wie ihn der Buchhändler Schmidt „zur Lesung französischer Bücher, sowohl alter als neuer" ankündigte, muß sich die Leihbibliothek des Antiquarius Gerstenmeyer, der immer wieder seine geschriebenen Handkataloge sucht, regen Zuspruchs erfreut haben. Endlich darf in jener Zeit, in der die Gelegenheitskarmina noch immer sehr beliebt waren, auch der Hofbuchdrucker Pockwitz nicht fehlen. Pünktlich kündigt er alljährlich seine Neujahrswünsche, „sowohl in Pyramiden als auch in couleurten und schwarzen Einfassungen; ingleichen einzelne Pyramiden mit auf Atlas gedruckten Wünschen" an.

Französische und englische, verschiedentlich auch italienische Sprachmeister, suchten und fanden in der Stadt ihr Brot, auf der Anatomiekammer pflegte der Hofmedikus Bruns medizinische Vorlesungen zu halten.

Endlich ist noch einer letzten und wichtigsten Bildungsstätte des damaligen Hannover zu gedenken, des Gymnasiums der Altstadt. Von. ihm darf auch mit weit größerer Bestimmtheit behauptet werden, daß es für die geistige Entwicklung und für das Schicksal Karl Philipps auf Jahre hinaus von entscheidender Bedeutung war.

Im Jahre 1759 hatte für die Hohe Schule eine neue glänzende Epoche begonnen[8]). Durch ihren auffälligen Rückgang beunruhigt, hatte nämlich der Magistrat im März von dem Kollegium über die Ursachen des Verfalls und die Mittel zur Abhilfe Bericht eingefordert. Indessen war ja bei der bis zur Willkür freien, in Wirklichkeit fast organisationslosen Verfassung der gelehrten Schulen des 18. Jahrhunderts ihr Schicksal immer mit den Persönlichkeiten und den Bemühungen der Lehrer, vor allem derjenigen, die in den oberen Klassen wirkten, viel enger noch als heute verknüpft. So war es ein besonderes Glück, daß man Ende des Jahres in Ludwig Wilhelm Ballhorn einen neuen hervorragenden Direktor für die Schule gewann; sie dankt ihm und seiner Tätigkeit und nicht der Umfrage des Magistrats in erster Linie den frischen Aufschwung, den sie von nun an nahm. Jene Berichte und Vorschläge der Lehrer wiesen ja allerdings auf zahlreiche Mängel und Schäden hin. Aber von ihnen waren die meisten solche, die über den einzelnen Fall hinaus dem ganzen gelehrten Schulwesen des 18. Jahrhunderts anhafteten und so tief in der Zeit und ihren besonderen Verhältnissen begründet waren, daß sie kaum abgestellt werden konnten. Immerhin sind die Schilderungen, die die Lehrer gaben, von hohem Wert, da sie

uns instand setzen, von dem allgemeinen Zustand der Schule ein anschauliches Bild zu entwerfen.

Das Schulgebäude[9]), ein zweistöckiges, hochgiebliges Fachwerkhaus aus dem 16. Jahrhundert lag auf der Wedeme der Marktkirche, bei den Predigerhäusern. Eine Freitreppe von sechs Stufen führte zur Tür hinauf, über der das Stadtwappen, die Jahreszahl 1583 und eine lateinische Inschrift angebracht waren. Übereinstimmend klagen sämtliche Berichte über den baulichen Zustand der Anstalt und über die geringe Wohnlichkeit der Räume. Immer wieder werden die schlechten Fenster und Klassenzimmer, die dürftige Feuerung und Beleuchtung erwähnt, die die Lehrer aus dem Holz- und Lichtgeld der Schüler beschafften. Eine wenngleich späte Abstellung solcher Schäden war es also, wenn 1769 die Prima an Stelle eines veralteten und morschen hölzernen Katheders ein prachtvolles neues von reinem und trocknem Eichenholz erhielt, das mit Bildhauerarbeit geschmückt und mit Bernsteinfirnis gestrichen war; wenn ferner im Sommer 1770 auch die nach Süden gehenden Fenster der Schule neue Rouleaux und Vorhänge bekamen[10]). Anderes, wie das Holz- und Lichtgeld, blieb bestehen.

In die Aufsicht und die Macht über die Schule teilten sich der Magistrat und das geistliche Ministerium[11]). Die Mitglieder beider Behörden beehrten die Feierlichkeiten und besonderen Veranstaltungen mit ihrer Gegenwart. Zweimal im Jahre, zu Ostern und zu Michaelis, wurden öffentliche Prüfungen abgehalten, vor denen die Lehrer dem geistlichen Ministerium und wohl auch dem Rat über die durchgenommenen Pensa ein Verzeichnis einreichten, nach dem dann die Prüfungsgegenstände gewählt wurden[12]). Bei dieser Gelegenheit kamen auch die Prämien zur Verteilung, für die der Magistrat alljährlich 25 Taler auswarf[13]). An den Geburtstagen des Königs, am 4. Juni, und der Königin, am 18. Januar, fanden große Redeakte statt, zu denen pomphafte lateinische Anschlagebogen einluden[14]). Die Einführungen und Verabschiedungen von Lehrern wurden durch Reden, Musikaufführungen und Überreichung gedruckter Karmina gefeiert. Vor einer noch breiteren Öffentlichkeit zeigten sich die Primaner bei ihren Theateraufführungen im Sommer, die sie in der Schule selbst oder auf dem Ballhause veranstalteten, und von denen uns noch ein paar, in Form eines kleinen Oktavbüchleins gedruckte Prologe und Spielerverzeichnisse Kunde geben[15]). Als Übungen im öffentlichen Vortrag und „als das Sprachrohr,

wodurch der wahre Fleiß der Lehrer und Lernenden ins Publikum schallet", wurden sie von den Lehrern gern gesehen; die Aufführenden luden persönlich ein und durften sich der Teilnahme, der Neugier und der Aufmerksamkeit ihres Publikums freuen [16]).

Die Lage und Stellung der Lehrer einer solchen Schule war im 18. Jahrhundert sehr wenig angenehm. Bei dem geringen sozialen Ansehen des Standes, bei dem Schülermaterial, das meist nur aus den mittlern und ärmern Schichten der Bevölkerung kam, bei der schlechten und ungewissen Bezahlung kann es nicht wundernehmen, daß die meisten und gerade die bessern das Schulamt nur als eine vorübergehende Versorgung mitnahmen und es so schnell als möglich mit einer Pfarrstelle zu vertauschen strebten. Unsere Akten enthalten einen spezifizierten Bericht des Konrektors J. F. Grupen aus dem Jahre 1775, der die Einsicht in Verhältnisse vermittelt, die in jeder Beziehung typisch sind. Als jährliches Durchschnittseinkommen ergeben sich insgesamt etwa 320 Taler, von denen aber nur ein Drittel, 108 Taler, als festes Gehalt ein für allemal gesichert waren. Die übrigen Bezüge, schwankend, ungleich und unsicher, flossen vor allem aus dem öffentlichen Schulgeld, das von der Stärke der Klassen abhängig, für die Lehrer der untern durch die der obern und durch ihre Vorliebe für frühe und leichte Versetzung der Schüler oft empfindlich beeinträchtigt wurde. Dazu kamen weiter die Überschüsse des Holz- und Lichtgeldes, das der Lehrer selbst einziehen mußte. Bei der Saumseligkeit der Schüler brachte dies unangenehme Geschäft trotz alles, „dem Lehrer unanständigen, verdrießlichen und gemeiniglich vergeblichen Mahnens" meistens Ausfälle und oft seitens der Eltern peinliche Vorwürfe eigenmächtiger Erhöhung der Ausgaben. Nicht viel besser stand es um die Einkünfte aus den von den Versetzten und Neuaufgenommenen nach eigenem Ermessen zu zahlenden Geldern pro accessu und pro discessu. Grupen klagt über die letzteren: „Die Gelder pro discessu sind bisher selten und schlecht bezahlt worden, da die Schüler sonst aus den Classen herausgesetzt wurden, ohne daß die Lehrer das geringste davon wußten, verließen sie oft den bisher genossenen Unterricht, ohne mit Worten einmal zu danken." Einen weitern Zuschuß lieferten die Privatstunden, deren Besuch, wenngleich für die Schüler unbedingt erforderlich, doch auch ungleich und schwankend war [17]). Endlich ist noch des Neujahrsgeschenkes zu gedenken, das gleichfalls völlig dem freien Belieben der Schüler und ihrer Eltern anheim-

gestellt blieb, lediglich als ein Geschenk, und zwar „teils als Beweis der Erkenntlichkeit für geleistete Dienste, teils als eine Ermunterung für die Zukunft" aufzufassen war. Grupen, der Konrektor, erhielt es nach seinen Aufzeichnungen Jahr für Jahr. Anders muß es nach einem Brief Sextrohs (1. Januar 1785) an den Rektor Strüve in der Prima gewesen sein, wo zwar beide Lehrer, der Direktor und der Rektor, Anspruch auf dies Geschenk hatten, aber im einzelnen Jahre — Sextroh bezeugt es für 1773 — nur einer es ganz und ungeteilt erhielt.

Eine große Erschwerung für die Lehrer brachte auch die Organisation der Klassen mit sich. Da man aus materiellen Rücksichten die Schüler aufnahm, wann und wohin sie wollten, so setzten die Klassen sich aus Elementen der allerverschiedensten Alters- und Wissensgrade zusammen. In der Prima saßen 16jährige neben 27jährigen, in dieser Klasse noch mußten eigene lateinische Stunden für die Ungeübteren gegeben werden. Nicht minder war der Stundenbesuch, die Teilnahme an dem Unterricht in den einzelnen Disziplinen, namentlich im Griechischen für die Schüler Sache freier Willkür. Dazu kam endlich das „Schulgehen", auf das der Chor, der seine Mitglieder ohnehin zu gewissen Stunden der Schule entzog, einen besonders nachteiligen Einfluß ausübte.

Und nun gar die Disziplin! Schon jenes pekuniäre Abhängigkeitsverhältnis der Lehrer von den Schülern mußte sie eigentlich unmöglich machen. Wenn man sich in den Stunden der größten Zügellosigkeiten mühsam erwehrte, wird man froh gewesen sein und außerhalb der Schule gern beide Augen zugedrückt haben. Obwohl der größere Teil der Schüler aus Auswärtigen bestand, waren nirgends besondere Bestimmungen über ihre Beaufsichtigung und Unterbringung zu finden. Wie Studenten müssen sie gelebt haben, wie Studenten und Herren traten denn auch die Primaner auf, die sich stolz immer „die Studierenden der ersten Ordnung" nennen. Da brachten sie zum großen Verdruß des Rates „nächtliche musiquen" oder verübten „zu abendlicher Zeit viele insolentzien, die zu einem noch größern Übel einschlagen können", da mußte ihnen durch königliche Verordnung das Degentragen untersagt werden, und der große pomphafte Aufzug mit Fackeln und Musik, den sie zur Überreichung des Hochzeitskarmens bei Ballhorns Vermählung machten, veranlaßte eine eingehende Untersuchung über Aufwand und Kosten, bei der sicher sehr zur Beruhigung des Rates festgestellt wurde:

„unter denen, welche etwas dazu geben, wäre kein Sohn einer Predigerswitwe oder eines hiesigen Bürgers, sondern die mehresten wären Ausländer."

Denn freilich, nicht alle konnten so flott mittun. Es ist sogar wohl noch besonders günstig und ein deutlicher Beweis des Aufschwungs, daß unter Ballhorn nach seinen Angaben sich fast immer zwei Drittel von sechzig bis siebzig Primanern dem Studium der Jura, also der höheren und angeseheneren Beamtenlaufbahn zuwendeten, daß außer den Adligen, die nur seine Privatstunden besuchten, auch die Schülerverzeichnisse mehrfach adelige Namen aufweisen.

Das andere Drittel bildeten die armen Schlucker, die an den Freitischen herum essen, sich mit Stipendien durchhelfen, durch Unterricht Geld verdienen und als Kurrendaner in langen blauen Mänteln vor den Türen singen mußten. Doch scheint das letztere eine weit bessere Einnahmequelle gewesen zu sein, als es für uns aus den Registern hervorgeht, denen zufolge Sonnabends nach der Vesper das eingesammelte Geld regelmäßig, und zwar an die Primaner elf, an die Sekundaner acht Groschen verteilt wurden. In der beliebigen Verwendung dieser Nebeneinnahmen, in der Freiheit und Zügellosigkeit, die noch dadurch begünstigt wurde, daß der Chor hier nur unter einem Präfekten sang, mögen viele Entschädigung gefunden haben für ihre Entbehrungen und für den weiten Abstand, der sie von jenen wohlhabenderen Klassengenossen trennte.

So wenigstens stellt sich uns die Sache dar, wenn wir die Schilderungen der Lehrer hören:

> Die meisten Currendarii und Chorschüler sind leider nur numerus, et fruges consumere nati. Das Umsingen der Currendaner, wonach niemand sonderlich hört, und welches wegen der wenigen Andacht vielleicht abgeschafft werden könnte, ohne daß die Sammlung aufgehoben würde, leihet ihnen den Vorwand zur Versäumung der Schulstunden und viele unterziehen sich solchen officiis, wobei sie gar keine Schulstunden abwarten können;

oder:

> Die Choristen und Currendaner gehen zum Theil gar nicht zur Schule und sind nur großen Theils um des Geldes willen da, welches sie an stoltze Kleidung, Uhren, bequillen, verwenden, oder durch Liederlichkeit verschwenden. Diese machen die Schule zum Theil verächtlich und geben den übrigen Schülern ein böses Exempel des Schulgehens.

Die Prima war zum Schaden der Sekunda unter Ballhorn sehr stark, zeitweilig siebzig Schüler, während Grupen nur neunzehn

bis zwanzig hatte. Sie bestand aus zwei Coeten, im allgemeinen rückten die Schüler von unten langsam auf und die gleichzeitig Aufgenommenen blieben zusammen. Doch wurden auch wohl Neuaufgenommene mitten in die Klasse hineingesetzt, oder die Früheren von Späteren überflügelt. Zu Ostern sind immer etwa zwölf bis fünfzehn als ad academiam dimittendi bezeichnet; die Zeit, die sie der Prima angehört haben, schwankt zwischen zwei und sechs Jahren[18]). Fast ausnahmslos beziehen sie die blühende Landesuniversität Göttingen, die jedoch keineswegs für die Hannoverschen Landeskinder ein jus bannarium hatte[19]). Daneben aber ist es ein fortwährendes Kommen und Gehen. Namen verschwinden und tauchen wieder auf, alle zwei bis drei Jahre ist immer, trotz einer durchschnittlichen Besuchsdauer von etwa vier Jahren, die Zusammensetzung der Klasse von Grund aus verändert.

Für die innere Geschichte der Schule ist im allgemeinen zu bemerken, daß durch die Schulordnung von 1717 die Hallesche Richtung Eingang gefunden hatte. Ihr war die Erlernung der alten Sprachen, der lateinischen für den Universitätsbetrieb, der griechischen und hebräischen für das Quellenstudium der künftigen Theologen die Hauptsache, die Literatur nur Hilfsmittel und Übungsmaterial. Die Neuerung und das Verdienst Ballhorns ist es, ohne Extrem, ohne schroffen Bruch mit der Vergangenheit den neuhumanistischen Bestrebungen Gesners zu ihrem Recht verholfen zu haben. Dieser betrachtete es als die Aufgabe des Sprachunterrichts, die Schüler zum Genuß und zur Erkenntnis des unvergänglichen Gehalts der alten Literatur, zur Bildung des eigenen Urteils und zu selbständiger Produktion an der Hand solcher klassischen Vorbilder anzuleiten. Durchaus organisch aber bauten die Reformen des Direktors auf der Grundlage des Bestehenden weiter. So wurde aus der Übung und der Methode der bisherigen Richtung die Pflege und Wertschätzung des gedächtnismäßigen festen Aneignens nur in ihren Auswüchsen beschnitten und das Memorieren aus den Schulstunden verbannt, dagegen der Nutzen der Wiederholung, des sicheren Einprägens theoretisch und praktisch betont. Eine ganze Anzahl von den Lehrbüchern der alten Richtung, die sich bestrebten, das Aneignen technisch zu erleichtern, behielt Ballhorn bei und änderte nichts in der Bevorzugung der „erotematischen Methode". Auch die Grammatik, das Traktieren der Sprache wurde nun nicht etwa durch die Realien verdrängt, sondern getreu den humanistischen Grundsätzen behandelte

man bis zur obersten Klasse hin diese nur kurz und nebenher, pflegte dagegen vorwiegend und beinahe ausschließlich den Sprachunterricht. Erst in der Prima trat er dann mehr zurück und diente in ausgedehnterem Maße der sachlichen Einführung ins klassische Altertum, der formalen Bildung des Verstandes, des Urteils und des Geschmacks. In dem großen Streit, der das ganze Jahrhundert hindurch um Humanismus und Realismus geführt wurde, machte Ballhorn dem letztern, der auch in Hannover viele Anhänger hatte, nur bedingte und notwendige Zugeständnisse. Unter seinen Schülern warb und eiferte er für gründliche Erlernung und für sichere Beherrschung eines eleganten lateinischen Stils und wußte geschickt seine Vorliebe für glattes gewandtes Latein, die vielen altmodisch erschien, mit der modernen Begründung zu schützen, daß Sprachenlernen zugleich Erziehung und Übung im Denken bedeute. Im Organismus der Schule ging des Direktors Bestreben vor allem dahin, daß die Lehrer der einzelnen Klassen sich in die Hände arbeiteten und daß durch die schriftlichen Arbeiten der Jugend „das docierte wieder inoculiert werde". Doch wird man sich solche Einwirkungen über die eigenen Stunden hinaus nicht als allzugroß vorstellen dürfen.

Im ganzen muß so auch das Urteil über die Anstalt günstig sein. Was hier auf den ersten Blick mangelhaft, tadelnswert und reformbedürftig erscheint, ist typisch für das gelehrte Schulwesen der Zeit, über deren Durchschnitt die Hohe Schule in Hannover sich um ein beträchtliches Stück erhebt.

So sah Karl Philipps Vaterstadt in jenen Jahren aus, in denen er in ihren Mauern zum Jüngling heranwuchs. Gleichmäßig und gemessen, aber auch stark und gesund ging der Pulsschlag ihres Lebens. Eine führende und nach außen sichtbare Stellung kam ihr in dem Deutschland jener Tage nicht zu. Um so erfreulicher aber war das Bild, das sie in ihrem Inneren darbot, wo ohne viel Worte frisches Leben, ohne viel Kämpfe und Erschütterungen besonnener Fortschritt und ruhige Entwicklung wirksam waren, wo ohne großen Glanz und auffallende Höhepunkte tätige Kraft in schönem Gleichmaß allenthalben schaffte und arbeitete. Im letzten Grunde war es der Geist der norddeutschen Aufklärung, der durch die niedersächsische Eigenart harmonisch ergänzt und unterstützt, in den meisten dieser Einrichtungen, in den ersten und führenden Persönlichkeiten Hannovers sich schöpferisch und fruchtbar erwies.

Nur unter besonders ungünstigen Umständen, nur einer völlig wesensfremden Individualität mochte es möglich sein, die ganze Jugendzeit in dieser Stadt zu verleben, den größten Teil der Bildung ihr zu danken, ohne doch einen Hauch ihres tatkräftigen, wortkargen und männischen Geistes zu verspüren.

2.

Bei dem Fehlen der Urkunden und Quellen ist es nicht viel mehr als eine wahrscheinliche Vermutung, daß Karl Philipp Ostern 1771 in die Sekunda aufgenommen wurde. Durch die früher angestellten chronologischen Erwägungen und durch die Tatsache, daß sein Name in mehreren uns erhaltenen Primanerverzeichnissen des Jahres 1771—1772 fehlt, wird sie in wünschenswerter Weise gestützt.

Wollen wir für die wirklichen Verhältnisse der Klasse ein lebendiges Verständnis gewinnen, so dürfen wir jene Theorien und Pläne, auch die versuchte Einwirkung des Direktors nicht zu hoch anschlagen. Auf die Praxis und die Persönlichkeiten der Lehrer kommt vielmehr alles an.

Der Konrektor Johann Friedrich Grupen[1]), der die meisten Stunden in der Klasse gab, und, 1743 geboren, damals 28 Jahre alt war, hatte selbst als einer der ersten Schüler Ballhorns die Prima der Hohen Schule von 1759—1762 besucht, dann zwei Semester in Halle und drei in Leipzig vorwiegend Theologie studiert. Früh verwaist, durfte er sich dank der besonderen Fürsorge seines Onkels, des Bürgermeisters und Konsistorialrates Grupen, einer guten und raschen Laufbahn freuen: 1765 wurde er Konrektor, heiratete 1766 Ballhorns jüngste Schwester, erhielt 1769 im Nebenamt die Stelle eines ersten Lazarettpredigers und Ostern 1771 die eines Gehilfspredigers des Senior Pollmann an der Marktkirche, um 1776 ganz in das Pfarramt überzutreten.

Fast doppelt so alt als Grupen war der zweite Lehrer der Klasse: Johann Christian Winter[2]). Seine Laufbahn war abgeschlossen, und noch vielen Generationen von Sekundanern nach Moritz hat er bis in sein hohes Alter Katechismus, Geographie, lateinische Grammatik, Metrik und Singen beigebracht. Zu Helmstedt 1718 geboren, hatte er dort die Schule und die Universität besucht, die damals vor der Eröffnung und in den Anfängen der Göttinger in hoher Blüte stand, dann in Wolfenbüttel und Celle Stellen als

Kantor innegehabt. 1762 in Hannover für das gleiche Amt gewählt, führte er sich mit einer lateinischen Rede[3]) ein, die durch ihren guten Stil und durch die seltene Beherrschung der Geschichte des Kirchengesanges sich vorteilhaft ausgezeichnet haben soll. Außer einer Menge von musikalischen Texten und Kompositionen schrieb er denn auch noch drei weitere lateinische Programme. Als er bereits 54jährig im Januar 1772 seine Frau verlor, verheiratete er sich im Oktober zum zweiten Male mit einer Kaufmannswitwe, mit der er noch lange glücklich lebte.

Der Lehr- und Stundenplan der Sekunda[4]) hielt neben vielen Neuerungen im einzelnen doch auch noch an einer ganzen Anzahl von Bestimmungen des alten Plans (von 1717) fest. So war zwar hier wie in den anderen Klassen der lateinische Frühgesang seit 1759 weggefallen, aber noch immer wurde alle Morgen zu Beginn des Unterrichts ein Kapitel aus dem Neuen Testament verlesen. Die öffentlichen Stunden waren, wie in der ganzen Schule, von sieben bis zehn und von ein bis vier Uhr angesetzt, von zehn bis zwölf fanden die Privatstunden statt, die Mittwoch- und Sonnabendnachmittage waren frei. Grupen erteilte 23, Winter nur sieben öffentliche Stunden. In den Unterricht in Religion und Latein teilten sich die beiden Lehrer, außerdem gab der Konrektor Geschichte und Griechisch, der Kantor Geographie. Auf die Realien entfielen fünf Stunden (Geschichte: drei, Geographie: zwei), auf Religion drei, auf Griechisch fünf. Deutsch wurde nur in einer Privatstunde des Konrektors in Verbindung mit praktischen Übungen getrieben. Der Löwenanteil der öffentlichen Stunden aber, siebzehn im ganzen, kam auf den lateinischen Unterricht.

Beginnen wir mit ihm! Die Grammatik mit drei Stunden war die Domäne des Kantors, zwei davon waren der Syntax gewidmet. Als Lehrbuch diente die ehrwürdige „Märkische Grammatik", die im engen Anschluß an die Hallesche Methode der Rektor Bodenberg in Verbindung mit anderen Berliner Rektoren und Lehrern verfaßt hatte. Das wöchentliche Exerzitium, das von den Schülern zu Hause ausgearbeitet und von dem Lehrer korrigiert wurde, nahm jedesmal Rücksicht auf die in der Woche erklärte Lektion der Grammatik. In der dritten Stunde wurden die Regeln der Prosodie ebenfalls nach der „Märkischen Grammatik" durchgenommen, dazu an lateinischen Versen aus Millers Chrestomathie das Skandieren geübt. Ferner sollten nach der alten Schulordnung „versus

dislocati" in Ordnung gebracht und Anleitung zur deutschen Poesie gegeben werden.

Die Lektüre und die Erläuterung der Schriftsteller war Aufgabe des Konrektors. In den öffentlichen Stunden wurden die Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos und Ciceros Briefe an Verschiedene gelesen. Bei dem Übersetzen hielt Grupen besonders auf richtige Konstruktion und gab zur Erläuterung, „was zur Befestigung seiner Lehrlinge in der Grammatik diente oder auch sonst, um den Schriftsteller zu verstehen, aus der Historie, Geographie usw. angeführt werden mußte." Zur besonderen Übung arbeiteten die Schüler von den erklärten Briefen des Cicero eine deutsche Übersetzung zu Hause schriftlich aus, die dann in der Klasse wieder zurück übersetzt wurde, oder lernten einige Kapitel auswendig, um in der Stunde eine Imitation über sie zu schreiben. Auch der Konrektor diktierte wöchentlich ein Exerzitium. In den lateinischen Privatstunden ließ er Caesars Denkwürdigkeiten, Lustspiele von Terenz und Fabeln aus dem Phaedrus lesen.

Von seinem griechischen Unterricht entfielen drei Stunden wöchentlich auf die Grammatik. Die Lektüre beherrschte, anders als in der Prima, ganz das Neue Testament; es wurden ausgewählte Stücke aus den Evangelien gelesen und dabei Übersetzen, Konstruieren und Analysieren miteinander verbunden.

Im Religionsunterricht hatte Grupen nach den Starkischen Tabellen die Glaubenswahrheiten im Zusammenhang vorzutragen und auf die Einschärfung der biblischen Beweise ein besonderes Augenmerk zu richten. Ein ehrwürdiges Überbleibsel aus den Tagen der Melanchthonschen Lateinschule war der Katechismusunterricht, den der Kantor in wöchentlich einer Stunde nach dem alten Gesenius erteilte.

Geschichte gab der Konrektor nach Anleitung der kurzen Holbergischen Universalhistorie in drei Stunden, in denen der Vortrag des Lehrers „soweit er dieser Classe gemäß" mit dem Examinieren über das erzählte Pensum abwechselte.

Dem geographischen Unterricht legte Winter den Krebelschen Auszug aus Hübners Historie zugrunde. Zur Belebung und Ergänzung des altmodischen Lehrbuchs, das mit seiner Fragemethode der gedächtnismäßigen Einübung dienen wollte, hauptsächlich das Topographische behandelte und nur kurze Charakteristiken von Ländern und Völkern enthielt, wurden „die neusten

und wichtigsten Bemerkungen der vorzüglichsten Reisebeschreibungen" hinzugefügt.

Um kurz das wesentliche noch einmal herauszuheben, lag also in dieser Klasse der Hauptnachdruck noch auf der Aneignung von Wissensstoff, auf der grammatischen Befestigung, und der Sprach-erlernung. Der „Sachunterricht" mußte stark zurücktreten.

Wenn wir von der zu Ostern 1772 erfolgten Aufnahme in die Prima rückschließen dürfen, ist Karl Philipp in diesem ersten Schul-jahre fleißig und strebsam gewesen. Er mag gelebt haben wie all die ärmeren Schüler, und wie bei den anderen Auswärtigen ist natürlich auch über seine Unterbringung nichts festzustellen. Der Pfarrer Marquard, Freunde und Bekannte der Eltern werden ihn beaufsichtigt haben. Wenn die Zuwendungen des Prinzen nicht sehr beträchtlich waren, muß auch er bald in die Kurrende eingetreten sein und das Freitischelend durchgekostet haben. Bei der großen Not der Teuerung, die im Jahre 1771/72 Niedersachsen heimsuchte und viele Menschen hungers sterben ließ, wird es oft genug schmale Bissen oder gar nichts für ihn gegeben haben.

Von dem Gastspiel der Seylerschen Truppe im März und April 1771 fehlen leider die Theaterzettel in der Heiligerschen Sammlung, und auch von den Primaneraufführungen im Sommer haben sich keinerlei Spuren erhalten. Ein Ereignis war für die Schule die feierliche Verabschiedung des Rektors J. C. Greve (28. November 1771), der als Stadt- und Garnisonprediger nach Harburg berufen worden war. Für diese Gelegenheit schrieb der Direktor ein uns wertvolles Programm, in dem er über seine Lektionen den Eltern der auswärtigen Schüler Rechenschaft gab; „die anitzt studierenden der ersten Ordnung" legten durch Überreichung einer schön gedruckten Ode „ihre ehrerbietige Dankbarkeit an den Tag".

Als sie dem Nachfolger, „Ihrem neuen hochgeschätzten Lehrer, Herrn Rector Sextroh, bei dessen feierlicher Einführung am 14. Mai 1772 ihre Hochachtung zu bezeugen suchten," hatten sich auch unserem Helden die Pforten der so heiß ersehnten Prima mit ihren Rechten und Freiheiten erschlossen. Als letzten unter den 59 Namen des Karmens lesen wir: „Carl Philipp Moritz aus Hameln."

So ward er mit sechzehn Jahren Primaner. Nach der Er-schlaffung und der Apathie, die so häufig in den Wechseljahren die geistige Lebendigkeit sehr herabmindert, pflegt ja meist in dieser Klasse und in diesem Alter, dank der noch immer vorhandenen

Anpassungsfähigkeit und dem nun wiederkehrenden, ständig sich steigernden Bedürfnis nach Vertiefung, Belehrung und Erkenntnis, eine neue frische Entwicklung sich zu regen. Wenn darum in sie vielfach außerordentlich wichtige und folgenreiche Entscheidungen fallen, so scheint es ein günstiges und freundliches Geschick, das Karl Philipp in Ballhorn und Sextroh für diese Jahre zwei so hervorragende Lehrer gab. Waren sie doch beide in schöner Übereinstimmung von den fruchtbarsten und schöpferischsten pädagogischen Anschauungen ihrer Zeit erfüllt, und in bester Ergänzung: der eine ein reifer, sichrer Mann in der Fülle der Kraft; der andere mit seinen 26 Jahren fast noch ein Jüngling, der Universität kaum entwachsen, warmherzig, begeisterungsfähig und doch durch ernste Erlebnisse der Jugend früh gereift!

Ludwig Wilhelm Ballhorn[5]), der Direktor, am 15. März 1730 zu Quickborn geboren, stammte aus einer holsteinischen Pastorenfamilie und durfte von Mutters Seite Philipp Melanchthon zu seinen theologischen Ahnen zählen. Bis zum vierzehnten Jahre durch den Vater und durch Privatunterricht vorbereitet, erwarb er während einer langen Schulzeit in Hamburg, wo er bis 1749 die Gelehrtenschule des Johanneums, bis 1751 das akademische Gymnasium besuchte, gute Grundlagen zukünftiger Gelehrsamkeit. Dann studierte er acht Semester (bis 1755) in Jena, dessen Blüteperiode damals freilich schon vorüber war. Der Theologe J. G. Walch, in dessen Hause er wohnte, mag am stärksten und nachhaltigsten auf ihn gewirkt haben. In der Lateinischen Gesellschaft, deren Stifter und Protektor Walch war, wurde Ballhorn Mitglied, später zweiter Sekretär. Von daher wird nicht nur die eigene Fertigkeit, sondern auch die eifernde Liebe für elegantes sicheres Latein stammen, das wir ihn immer wieder fordern und verteidigen sehen. Nach einem Hofmeisterjahr bei dem Etatsrat von Henning in Pinneberg wurde er 1756 Rektor in Harburg und von dort 1759 nach Bünemanns Tode als Direktor der Hohen Schule nach Hannover berufen.

Bei aller Liebe für die Alten, bei aller Gelehrsamkeit war Ballhorn weit entfernt von Einseitigkeit und Pedanterie. Mit dem Geschmack und dem Geschick, das er bei seinen Schülern auszubilden strebte, verstand er selber zu lehren. Es ist bemerkenswert, daß er die Schätze seiner eigenen Münzsammlung, für die er so manches Stück vor gedankenlosem Einschmelzen gerettet hatte, zur Belebung und Veranschaulichung des Geschichtsunterrichts und der Lektüre

benutzte. Von der Vielseitigkeit seiner Interessen zeugt es, daß er auch die neueren Sprachen nicht weniger als die alten beherrschte, mit der modernen englischen, französischen und deutschen Literatur vertraut war und für Musik ein feines Verständnis besaß. Sein besonderer Liebling aber war Lessing. Daß er ihn zu lesen seinen Schülern dringend ans Herz legte[6]), daß er die besten Werke des eigenen Jahrhunderts ihnen zu prüfender Lektüre empfahl, macht dem Direktor alle Ehre. Auch spricht es wenigstens für seine pädagogische Einsicht, daß er sie warnte vor den neueren Romanen, vor Shakespeare und Milton, deren Manier und Schreibart er als Mann der alten Schule nicht immer musterhaft finden konnte.

Als Mensch soll Ballhorn im allgemeinen sanft und liebenswürdig gewesen sein und eine Neigung zu vorübergehendem jähen und hitzigen Aufbrausen einsichtig beklagt und bekämpft haben. Mit entschiedenem Ernst paarte er nach dem Zeugnis seines Biographen entgegenkommende Freundlichkeit und flößte denen, die mit ihm zu tun hatten, durch sein Auftreten Liebe und Ehrerbietung zugleich ein. Trotz seiner verbindlichen Natur ward er scharf und heftig, sowie Lüge und Verstellung ihm entgegentraten; „es durfte nicht so leicht jemand sich die unselige Hoffnung machen, ihn zu täuschen, wenn er nicht durch den scharfen Blick des Mannes, womit er einen solchen anzusehen pflegte, fürchten wollte, schamrot zu werden." Endlich verfügte dieser Schulmann, sehr zum Unterschied von der Mehrzahl seiner Standesgenossen, über gesellschaftliche Bildung und weltmännische Gewandtheit. Auf sein Äußeres legte er großen Wert und besaß feine Formen. Wenn er dazu noch, wie das in der Zeit lag, nach obenhin ein wenig servil und „fast demütig" war, so ist es nur natürlich, daß er in Hannover eine sehr gute Stellung hatte, sogar in den Gesellschaften des ersten Ranges ein gern gesehener Gast gewesen sein soll und manchen adeligen Schüler bekam. Auch nach dieser Seite hin gab er seinen Primanern also nicht allein ein gutes Vorbild, er hörte auch nicht auf, sie zu mahnen und anzuregen, sich auch im Verkehr mit Gebildeten und im geselligen Leben selbst zu bilden, um später in „die Zusammenkünfte der großen Welt ohne Furcht und Zittern und ungezwungen eintreten zu können".

Der neue Rektor, Heinrich Philipp Sextroh[7]), der am 28. März 1746 zu Bissendorf im Osnabrückischen geboren war, stammte gleichfalls aus einem Pfarrhause. Schon als Säugling hatte er den

Vater verloren, der vor den Augen seiner Frau von einem gedungenen Meuchelmörder erschossen wurde. Des Gatten und Versorgers ihrer zahlreichen Kinder beraubt, zog diese nach Osnabrück, wo sie sich königlicher und bischöflicher Stipendien erfreuen durfte. Mit väterlicher treuer Sorgfalt nahm sich ein Bruder der Mutter des früh Verwaisten an. Siebenjährig kam der Knabe auf das Gymnasium und wurde noch besonders einem Primaner zur Obhut anvertraut. Nachdem er von einer schweren und gefahrvollen Krankheit, die ihm über drei Jahre lang zu schaffen machte, glücklich genesen war, durchlief er die höheren Klassen und genoß den Unterricht hervorragender Lehrer, besonders des Rektors Nahmmacher. Mit königlichen, bischöflichen und städtischen Stipendien ausgerüstet, bezog er Ostern 1765 die große moderne Universität Göttingen. Dort waren Walch und Leß seine theologischen Lehrer, bei Michaelis studierte er orientalische Sprachen, bei Kästner Mathematik, bei Gatterer und Pütter deutsche und Universal-Geschichte. Vor allem aber fühlte er sich zu Heyne hingezogen, als Gelehrtem und als Menschen wußte er sich ihm aufs tiefste verpflichtet. Schon das durchaus klassische Latein seiner Vita legt von der glänzenden philologischen Schulung, die er ihm und seinem Seminar verdankt, Zeugnis ab. Heyne war es auch, der ihn nach Hameln empfahl, wo er von April 1768 bis 1772 Konrektor war.

Die Nöte, die Leiden der Jugend hatten Sextroh gestählt und frühzeitig reif gemacht. Mit der tiefen und schönen Dankbarkeit, die so warm aus seinem selbstverfaßten Lebenslauf spricht, verband er den Eifer der Tat. Gleich nach den Sommerferien 1772 nahm er seine Mutter, die in Osnabrück kümmerlich lebte und jene furchtbaren Ereignisse nie ganz verwinden konnte, zu sich und erheiterte durch seine dankbare Treue ihren Lebensabend. In einem Aufsatz aus jenen Jahren empfahl er den Fürsten die wahrhaft Befähigten, in welchem Stande und unter welcher Hütte sie auch leben möchten, zu fördern und ihnen den Weg zu bahnen. Und wie er des Mutes, den er selber bewiesen, auch bei andern sich versichert hielt: „kein Mangel, keine Dürftigkeit darf sie hindern, sie überwinden alles", so hat er im kleinen viele seiner Schüler tatkräftig unterstützt, für sie gesorgt und sich mehr als einen lebenslang verpflichtet[8]).

Von solchen Lehrern konnten und mußten wertvolle und entscheidende Anregungen ausgehen, ihrem Wesen mußte ihr Unterricht entsprechen. In der Tat stand er denn auch mit seiner Methodik

und mit seinen Hilfsmitteln auf der Höhe der Zeit und suchte durchgehend die Forderungen Gesners und Heynes zu verwirklichen.

Unter die beiden Lehrer waren die öffentlichen Stunden so verteilt[9]), daß Religion, Geschichte, Logik und Beredsamkeit vom Direktor gegeben wurden, der Rektor dagegen Lateinisch, Griechisch und Geographie lehrte. Ballhorn unterrichtete täglich von sieben bis acht und von zwei bis drei Uhr, Sextroh von acht bis zehn und von eins bis zwei. Von zehn bis zwölf und von drei bis vier fanden Privatstunden statt. Von diesen verwandte der Direktor zehn auf lateinische Stilistik und Lektüre, vier auf Geschichte und zwei auf Hebräisch. Dem Rektor blieben Deutsch (2), Englisch (3), Griechische Lektüre (unbestimmt) und Altertümer (1) vorbehalten. Für die einzelnen Disziplinen stellen sich also die Zahlen im öffentlichen Unterricht: alte Sprachen 13 (Lateinisch 10, Griechisch 3), Realien 4 (Geschichte 2, Geographie 2), Religion 3, Beredsamkeit und Logik je 2 Stunden; im privaten Unterricht: alte Sprachen (mit Ausschluß des Hebräischen) 15, wozu noch mindestens 3—4 griechische Stunden kamen, neuere Sprachen 5 (Deutsch 2, Englisch 3) und Realien 4 Stunden (Europäische Geschichte 2, Litterär-Geschichte 2). Französisch und Mathematik konnte man im Rahmen der Schule überhaupt nicht lernen.

Diese Zahlen, die absolute Vorherrschaft des Lateinischen, die spärliche Berücksichtigung der Realien lassen deutlich genug Ballhorns Einfluß erkennen. Ja, es mag schon so etwas wie ein Zugeständnis an die positivistischen und realieneifrigen Eltern und Gegner bedeuten, daß er in seinen Programmen die Realien immer vorweg stellte und mit schönen Worten bedachte, dagegen kürzer und knapper die Angaben über den lateinischen Unterricht ohne viele Zahlen machte. In der Sache hat er sich nie beirren lassen.

Wieder müssen wir hier für unsere besonderen Zwecke tief ins einzelne eingehen.

Auch in der Prima hatte Ballhorn nur die lateinischen Morgenhymnen abgeschafft. Im übrigen wurde nach der alten Schulordnung von 1717 getreulich jeden Tag zu Beginn des Unterrichtes eine „precatio matutina" rezitiert und ein Kapitel aus dem Neuen Testament verlesen.

In den öffentlichen lateinischen Stunden trieb der Rektor nur noch Lektüre und zwar ganz im neuen Geiste. Da finden wir das von Gesner und Heyne geforderte kursorische Lesen, für das Sextroh bei

den Fleißigen häusliche Vorbereitung voraussetzte. In der Klasse ließ er dann diese Schüler vorübersetzen, beschränkte die sachlichen Bemerkungen aufs äußerste, gab aber kurze ästhetisch-stilistische Erläuterungen. Von Poeten wurden Vergil (Georgica oder Eclogen) und Ovid (Tristien), von Prosaikern wenigstens nach Angabe des Programmes Ciceros philosophische Schriften (Tusculaneen), entweder statarisch oder kursorisch, mit steter Berücksichtigung des formal und sachlich Bildenden gelesen. Die Lektüre lief in der Folge des Textes von Anfang bis zu Ende fort und nahm keine Rücksicht auf die Unterbrechung durch die einzelnen Schuljahre und durch die Herbst- und Ostertermine [10]).

Bei der leidigen Ungleichheit in den Kenntnissen der Schüler sind die beiden Stunden wöchentlich, in denen Ciceros Briefe und Caesars Denkwürdigkeiten vor allem für die Ungeübten traktiert wurden, ein notwendiges Übel.

Privatim ließ Ballhorn Livius lesen. Auch hier übersetzte ein Schüler vor, dann erst erläuterte der Lehrer. Die Fleißigsten brachten ihm auch wohl sorgfältig ausgearbeitete Übersetzungen zur Beurteilung und Verbesserung. In einer weiteren Stunde, die, wahrscheinlich abwechselnd, dem Plinius oder Sueton gewidmet war, wurden besonders die „Altertümer", in den Cicerostunden die „ächte römische Sprache" und die Kunst des Redners berücksichtigt.

Zur Übung und Befestigung in der Sprache diente der lateinische Aufsatz, zu dem jeder der beiden Lehrer einmal in wöchentlich einer Stunde Anleitung gab und Themata stellte, um dann die eingereichten Arbeiten bei der Rückgabe öffentlich, ohne Nennung der Namen der Verfasser zu besprechen und auch die deutschen Sprach- und Schreibfehler nicht zu vergessen.

Ferner hielt der Direktor hauptsächlich für die Ungeübtern private Stilübungen ab, die sehr reichhaltig waren. Entweder besprach er selber Übersetzungen, Briefe und Ausarbeitungen der Schüler oder ließ durch sie die Fehler eines von ihm an die Tafel geschriebenen lateinischen Aufsatzes verbessern. Dazu kamen Übungen im Lateinreden, die gleichzeitig der Wiederholung des Geschichtsstoffes dienten, oder unsere heute noch üblichen Extemporalien, die sogenannten exercitia stili extemporanea, die darin bestanden, daß ein deutsch diktierter Aufsatz sogleich lateinisch niederzuschreiben war.

Endlich wurden hier, ebenfalls wohl in einem gewissen Turnus, Stücke des Terenz und besonders Horaz gelesen und dabei „der

Plan, die Einkleidung des Gedichts, das Schöne und Gedrungene in der Sprache des Dichters entwickelt und aus der Geschichte, Fabellehre und Altertümern erläutert, auch wohl zuletzt eine vorzüglich gelungene Übersetzung vorgelesen und mit dem Original verglichen."

Im öffentlichen griechischen Unterricht stand zwar noch immer die Lektüre des Neuen Testaments mit zwei Stunden im Vordergrund. Und wenn auch Sextroh, der Schüler Heynes, nicht unterließ, auf die Eigenart der hellenistischen Sprache und der heiligen Schriftsteller hinzuweisen, so war es doch im übrigen ganz im alten Stil und Sinn, daß dabei besonders den künftigen Theologen Anweisung gegeben wurde, worauf sie vorzüglich ihre Aufmerksamkeit zu richten hätten. Um so größere Anerkennung gebührt Ballhorn dafür, daß er gleich 1759 wenigstens eine Stunde den Profanschriftstellern erkämpft und zu diesem Zweck jene treffliche Gesnersche Chrestomathie eingeführt hatte, deren unvergänglicher Ruhm es bleibt, das klassische Griechisch wieder in den Schul- und Universitätsbetrieb gebracht zu haben [11]).

Nicht minder verdienstlich ist es, daß Sextroh in seinen Privatstunden ganze Schriftsteller im Zusammenhang las, z. B. Memorabilien des Xenophon. Vor allem aber ist es ebenso bedeutsam und bezeichnend für die Zeit, wie für die Stimmung und die Ideale von Moritz' Mitschülern, daß der Rektor in eben diesen Privatstunden „auf Verlangen einiger fleißigen und hoffnungsvollen Jünglinge" zu Johanni 1773 die Ilias zu lesen begann.

Auch hier im griechischen Unterricht haben wir überall die moderne fortschrittliche Methodik, der es auf Selbsttätigkeit des Schülers unter bloßer Anleitung des Lehrers ankommt. Auch hier wird von vorbereiteten Schülern vorübersetzt, und daran erst schließen sich die Erläuterungen und Ausführungen des Rektors.

Ähnlich strebte Ballhorn danach, die Religionsstunden mehr zu „einem unterrichtenden Examen" als zu einer „einseitig kommentierenden Rede" zu machen. Die Fragen an vorbereitete oder von frühern Jahren her mit dem Gegenstand vertraute Schüler bildeten die Einleitung des Vortrags. Sodann mußten die Geübtern die Einwürfe der Gegner beantworten oder über sie disputieren. Nach der sachlichen Seite freilich steckte der Unterricht noch recht tief im alten orthodoxen Luthertum. Einschärfung und Befestigung in der Dogmatik und konfessionellen Polemik, so können wir sein Ziel kurz bezeichnen; schon der Titel des Lehrbuchs weist darauf hin [12]).

Den „Wahrheiten" und der Kraft ihres Beweises mußte die Erlernung und häufige Wiederholung biblischer Sprüche dienen. Zu demselben Zweck zog der Direktor gelegentlich auch Tatsachen aus der Kirchengeschichte heran, ohne ihr als eigener Disziplin die gebührende Stellung und die erforderliche objektive Behandlung zukommen zu lassen.

Dem Unterricht in der Logik lag das Handbuch von Baumeister, einem Wolffianer, zugrunde[13]). Auch hier lehrte Ballhorn „erotematisch", wie er es nennt, und womöglich praktisch: „daß der nachdenkende Lehrling dahin geleitet werde, die Regeln, nach welchen der Verstand in richtiger Untersuchung und Beurtheilung der Wahrheit verfährt, selbst zu finden."

Noch geringer schätzte der Direktor bei der Anleitung zur Beredsamkeit die Regeln, die ja in dem von Gottsched abhängigen Baumeisterschen Lehrbuche zugunsten der als Muster und Vorbilder dienenden „neusten aus den Zeitungen gesammelten politischen Reden und Schreiben[14])" stark zusammengestrichen waren. Auch auf Millers „Anweisung zur Wohlredenheit"[15]) wurde hingewiesen; für ihre knappen Regeln bringt sie ausführliche Beispiele aus französischen Rednern, durch deren Übersetzung die Schüler die Fertigkeit erwerben sollen, wohl zu denken und ihre Gedanken gut auszudrücken. Die Hauptsache aber waren Ballhorn einmal die Muster des Cicero und des Livius und ihre geschmackbildende erzieherische Lektüre, sodann die eigenen praktischen Übungen[16]) im Deklamieren, bei denen die Schüler auch in erster Linie ihre deutschen Übersetzungen aus den beiden lateinischen Autoren vorzutragen pflegten.

Nur in zwei öffentlichen Stunden wurde vom Direktor nach dem Holbergischen Abriß die Universalgeschichte behandelt[17]). Die Geschichte der europäischen Staaten nach der Neubearbeitung, die der Göttinger Professor Murray an der Achenwallschen „Geschichte der heut vornehmsten europäischen Staaten" vorgenommen hatte[18]), nahm zwei weitere Stunden in Anspruch. Ebenso viele waren der Gelehrtengeschichte gewidmet, für die Baumanns „Kurzer Entwurf" zugrunde gelegt wurde[19]). Wenn auch in diesem Fach durch die Natur des Gegenstandes der zusammenhängende Vortrag des Lehrers bei weitem vorherrschte, so fehlte doch die nachdrückliche Betonung befestigender Wiederholung nicht ganz. Sie kam bei dem Lateinsprechen oder bei der Betrachtung von Büchern und Münzen zu ihrem Rechte.

Voll auf der Höhe der Zeit stand Sextroh's Geographieunterricht. Der Auszug des Berliner Direktors A. F. Büsching[20]), des bedeutenden zeitgenössischen Geographen und fortschrittlichen Pädagogen, lag ihm zugrunde. Ergänzend wurden die neusten Entdeckungen, Beobachtungen und Veränderungen in der Geographie und Staatsverfassung der Länder aus den Zeitungen und Zeitschriften, aus den wöchentlichen Nachrichten und dem Magazin Büschings, sowie den neusten Reisebeschreibungen nachgetragen[21]). In den Privatstunden wurden besonders die europäischen Staaten und die engere Heimat behandelt. Zur Belebung und Veranschaulichung zeigte der Rektor hier die wichtigsten europäischen Produkte aus den drei Naturreichen, die bedeutendsten Fabrik- und Manufakturarbeiten, Gegenstände des Handels und Münzen der verschiedenen Staaten Europas.

Äußerst merkwürdig und wohl nur erklärbar aus persönlicher Unkenntnis oder Geringschätzung des Direktors ist bei dem hohen Ansehen, dessen sich die Mathematik in jener Zeit und besonders auch bei Gesner zu erfreuen hatte, die Tatsache, daß Ballhorn sie vom Winter 1772 ab, um zu seinen anderweitigen, besonders den historischen Arbeiten Zeit zu gewinnen, einem „geschickten Privat-Docenten" überließ.

Der praktische Unterricht im „teutschen Stil", den der Rektor in zwei Privatstunden erteilte, pflegte, genau wie heute auch noch, die Kenntnis der besten deutschen Schriftsteller und den Aufsatz. Gern wüßten wir über die Lektüre genaueres. Ist es doch schon vielversprechend und bedeutsam, wenn man hier wirklich nicht nur den Schülern insgemein, sondern auch „einem ieden nach dem Maaß seiner Fähigkeiten und bisherigen Erziehung, besondere Anleitung geben wollte, was und wie er lesen, studieren und den besten Mustern nachahmen solle". In dem Aufsatz, den Gottsched eingeführt hatte, wurden bereits wie heute Gegenstände aus den Wissenschaften und dem menschlichen Leben, jedoch keine literar-ästhetischen Themata behandelt und die mannigfachen Formen der Briefe, Erzählungen, Berichte, Reden, Abhandlungen und Gespräche geübt. Die Anleitung dazu gab Sextroh in Form einer Besprechung „der besten Muster". Auch bei der Beurteilung, die sowohl „den Plan des Ganzen, die Wahl, Ordnung, Wahrheit, Deutlichkeit und Lebhaftigkeit der Gedanken, als vorzüglich die Reinigkeit und Schönheit des teutschen Ausdrucks" berücksichtigte, kamen gelegentlich und zu weiterer

Erläuterung die theoretischen Regeln zu ihrem Recht. Sie wurden nach Heynatz' „Deutscher Einleitung in die sämtlichen Wissenschaften des Herrn Batteux" besprochen.

Eine bemerkenswerte Neuerung sind die beiden englischen Privatstunden des Rektors. Als Übung diente hier Übersetzen und Briefschreiben. Die Lektüre bildeten leichte Stücke aus Tompsons „Miscellanies" oder Schulzens „Originals", ferner Goldsmiths „Vicar of Wakefield", Thomsons „Seasons" und Miltons „Paradise lost".

Fassen wir schließlich noch einmal in Kürze all diese vielen und mannigfaltigen Einzelzüge zusammen, die nur bei steter Bezugnahme auf die Schulgeschichte des 18. Jahrhunderts den richtigen Hintergrund erhalten und zu wirklichem Leben erweckt werden können!

Es ist doch, wenn wir zurückblicken, recht vieles aus fruchtbarem Beispiel und theoretischer Anregung hier in eine gesunde und lebendige Praxis hinübergeführt. Über die gedächtnismäßige Aneignung von Wissensstoff, die die verständigen Grenzen nicht überschreitet und technisch geschickte Lehrbücher nutzt, wird die Bildung und Übung des Verstandes, über die Kenntnis der Sprachen der sachliche und formale Gewinn der Lektüre gestellt. Aber frei von extremer Einseitigkeit sieht man doch das eine als die notwendige Vorbedingung des anderen an. Obgleich das Latein dominiert, regen sich im Griechischen wenigstens verheißungsvolle Anfänge, und in bescheidenem Maße werden auch die Realien berücksichtigt.

Und wenn sich hier einerseits deutlich die Macht der Tradition und das Beharrungsvermögen der konservativen niedersächsischen Eigenart zeigt, so machen andererseits die frischen lebendigen Persönlichkeiten der Lehrer und ihre völlig neuzeitliche Pädagogik solche Hemmungen und Widerstände wett. Überall waltet das Streben vor, die Selbständigkeit der Schüler zu wecken und fördernd zu leiten; wir fanden: häusliche Präparation, Vorübersetzen der Schüler, hauptsächlich katechetischen Unterricht und Anfertigung schriftlicher Arbeiten nicht zur Nachbildung des Fremden, sondern zur Befestigung in der Sprache und zur Übung in selbständigen, geschmack- und verstandbildenden Darstellungen.

Schauen wir dagegen nach vorwärts, so ist der ausgesprochen intellektualistische Charakter dieser Schulbildung hervorzuheben. Was nicht das lebendige Vorbild der Lehrer, die charakterbildende

Kraft der alten Literatur an sich und gleichsam von selber bewirkte, wurde, so weit ich sehe, nicht durch bewußte Betonung und Berücksichtigung der Persönlichkeits- und Willensbildung unterstützt. Zwar, wenn der Stoff und der Inhalt dieses Unterrichts erfüllt ist von dem Geist der Aufklärung, wenn Wolff und Gottsched auch hier Einfluß gewonnen hatten, wenn Haller, Uz, Gellert, Kleist, Rabener und Lessing, wenn Pope, Thomson und Milton von den Lehrern als kanonisch angesehen wurden, so darf man vielleicht neben dem Hinwirken auf Verstandes- und Urteilsbildung auch auf gelegentliche Berücksichtigung der „Moral" schließen. Doch ist ja genügend bekannt, wie auch sie ausschließlich intellektualistisch war.

Bei einem so rationalistischen und einseitigen Ziel konnte denn auch für das individualisierende Eingehen, für die Pflege persönlicher Eigenart nur wenig Sinn und Aufmerksamkeit vorhanden sein. Mehr noch, bei jener Art der Disziplin wurden nicht nur an die Selbständigkeit, sondern auch an die Selbsttätigkeit und den guten Willen des einzelnen sehr hohe Anforderungen gestellt. Im ganzen habe ich den Eindruck, daß es völlig der freien Willkür und der Energie des Schülers überlassen blieb, ob, wann, was und wieviel er lernte.

Unter diesen Einflüssen und in dieser Umgebung verlebte Karl Philipp, ohne daß sich in ihr nennenswerte Änderungen vollzogen, seine ersten beiden Primanerjahre bis Ostern 1774. Indem wir sie charakterisierten, haben wir auch die wichtigsten Einwirkungen umgrenzt und bestimmt, die ihn erreichen mußten oder doch erreichen konnten. Wenn wir abwägen: ein schroffer Gegensatz gegen die Mystik der Jugend in der befangenen Rechtgläubigkeit und Starrheit des orthodoxen Religionsunterrichts nicht minder als in der hoffnungsfreudigen, aktiv nach außen gerichteten Moral der Aufklärung; die Möglichkeit wenigstens einer gesunden Verlegung des geistigen Schwergewichts von Gefühl und Phantasie in den Verstand. Dafür aber fehlte es gerade ihm besonders an bewußter Erziehung zu geregelter Arbeit und Tätigkeit. Dafür waren hier keine sonderlich günstigen Aussichten für die Entwicklung einer Selbständigkeit und eines Willenslebens, an die diese Einrichtungen und Verhältnisse erhöhte Anforderungen stellten und die die nach der entgegengesetzten Seite gerichteten, lange wichtige Jahre hindurch wirksamen Einflüsse des Quietismus geknebelt und niedergehalten, sicher nie gestärkt hatten.

Die paar Tatsachen freilich, die wir der Schilderung des Unterrichtsbetriebes ergänzend aus den Jahren 1773 und 1774 hinzuzufügen imstande sind, lassen uns für solche Untersuchungen ganz im Stich. So vor allem für das Leben und Treiben in Moritz' Klasse! Wo wären die Akten und Urkunden, die uns gestatteten, die Fülle und Mannigfaltigkeit des Geschehens und der Schicksale, all die gegenseitigen Beziehungen und Kreuzungen in einer solchen Schar in der Entwicklung stehender Jünglinge, die Einflüsse und Hemmungen, die der einzelne von ihnen erfahren kann, wieder zur Anschauung zu bringen und zum Leben zu erwecken! Was sie bewahren, bleiben für uns Listen und tote Namen. Aus späteren oder damaligen, nähern und weitern Beziehungen fällt hie und da der eine oder andere auf und macht den Wunsch dringend, ergründen zu können, was er für Moritz einst bedeutete.

So finden wir unter seinen Mitschülern unter anderen Friedrich Wilhelm Marquard, den Sohn seines Gönners, der schon Ostern 1774 zur Universität abging und am 29. Juli 1775 in Hannover starb. Länger noch war der Sohn des Kantors, Georg Heinrich Winter aus Celle, Karl Philipps Klassengenosse. Obwohl er schon im Mai 1772, als Moritz eintrat, dem ersten Coetus angehörte, ist er erst im selben Jahre wie dieser, zwischen Ostern 1776 und Ostern 1777, abgegangen. Wegen der Namensgleichheit mit dem Titelhelden der Autobiographie nennen wir ferner: Peter Israel Reiser aus Erfurt. Schon im März 1771 gehört er der Prima an, bis Ostern 1774 finden wir seinen Namen regelmäßig im ersten Drittel der Klasse, 1775 und 1776 fehlt er ganz, um Ostern 1777 an elfter Stelle noch einmal aufzutauchen und dann nicht wiederzukehren. Ein späterer römischer Freund unseres Helden: Christian Friedrich Rehberg hat nach Moritz, etwa 1773/74 in die Prima aufgenommen, ihn damals schnell überflügelt und bereits zu Ostern 1775 die Schule verlassen.

Das Amt des Chorpräfekten bekleidete von 1768—72/73 Johann Caspar Greßler aus Sachsen-Gotha, von da bis 1776/77 Johann Michael Ohlhorst aus Halberstadt.

Und endlich Karl Philipp selbst! In dem Verzeichnis vom März 1774 ist er als einziger weit abgerückt von allen denen, die unmittelbar vor oder etwa gleichzeitig mit ihm zu Ostern 1772 aufgenommen worden waren. Sieben später Eingetretene haben ihn überflügelt und als 41. unter 62 Primanern gehörte er sicher noch

dem zweiten Coetus an. Dennoch haben wir zunächst wohl nur ein Recht ganz allgemein festzustellen, daß Ereignisse und Erlebnisse irgend welcher besonderen Art störend das ruhige gleichmäßige Fortschreiten seiner Entwicklung und seiner Schullaufbahn durchkreuzt und ihm die Gunst, die Achtung und Aufmerksamkeit seiner Lehrer entzogen haben. So wenig wir sie im einzelnen ratend oder vermutend voreilig zu bestimmen versuchen dürfen, so wichtig ist gegenüber den schönen Hoffnungen und Erwartungen, die wir mit ihm auf seine Primanerzeit setzen konnten, ein solches karges Stück nüchterner historischer Wirklichkeit. Mehr noch, es stellt für uns auch einen Ausgangspunkt dar, von dem aus wir noch einige wichtige Schritte vorwärts tun können.

Daß Karl Philipp an den theatralischen Aufführungen der Primaner im September 1772 nicht aktiv teilnahm, ist in keiner Weise auffallend oder seltsam. Die vierzehn Auserwählten, die an zwei Abenden in vier Stücken auftraten, gehörten alle wenigstens ein Jahr der Klasse an. Von den gleich Moritz im Frühjahr 1772 Aufgenommenen erhielt keiner eine Rolle. Und wenn wir durch Vergleichung der erhaltenen Darstellerlisten mit den Schülerverzeichnissen feststellen, daß die Teilnehmer die Rollen so besetzten, daß einer in allen vier, fünf in drei, sechs in zwei und zwei in nur einem Stück mitspielten, so dürfen wir annehmen, daß eine Art Clique von ältern und angesehenern Schülern diese Aufführungen unternahm oder in der Hand hatte und mit strenger Parteilichkeit einzig ihre Mitglieder bei der Verteilung bedachte.

Daß die Primaner nur Stücke von deutschen Dichtern, nämlich die Trauerspiele „Brutus“ und den „Freigeist“ von dem früh gestorbenen J. W. von Brawe, den „Schatz“ von Lessing und die „Schule der Jünglinge“ von Schiebeler gaben, hat seinen Grund bloß darin, daß sie eine bequeme und weitverbreitete Sammlung, das „Theater der Deutschen“, benutzten. Auch theatralische Gesichtspunkte, leichte Aufführbarkeit usw., sind bei der Wahl wohl kaum berücksichtigt worden. Ebensowenig scheinen Anregungen durch die Gastspiele in Hannover wirksam. Das inhaltliche, stoffliche Moment vielmehr war, glaube ich, ausschlaggebend, und es bleibt daher bedauerlich, daß wir nicht wissen, inwieweit die Lehrer bei der Auswahl mitzureden hatten.

Jedenfalls sind es aber die Stoffe, der schreckliche Untergang des Freigeists, römischer Stoizismus in christlich-deistischer Verbrämung,

die schon im Titel (Schule der Jünglinge) pädagogische Bekehrung eines Wüstlings und endlich die Modernisierung eines altrömischen Lustspiels, denen in erster Linie diese Stücke ihre Aufführung verdankten. Von einem, von Brawes „Freigeist", können wir auch noch feststellen, daß es schon einmal, 1769, von den Primanern gespielt worden war.

Daneben ist wohl ein Einfluß Lessings auf diese Wahl nicht ganz von der Hand zu weisen. Es ist das ja auch leicht erklärlich bei der Vorliebe des Direktors für diesen Dichter und der besonderen Aktualität, die seine Dramaturgie für die Hannoveraner haben mußte, die mit Hamburg so regen Austausch pflogen, die die gleiche Truppe und dasselbe Repertoire, das dort verewigt ist, bei verschiedenen Gastspielen zu bewundern Gelegenheit gehabt hatten.

Gerade damals freilich, im Jahre 1772, wandte Seyler, dem man für Göttingen, seinem Vertrag entgegen, die Spielerlaubnis nicht erteilte, sich für immer von Hannover weg. Dafür bot aber das erste Gastspiel Friedrich Ludwig Schröders im Frühjahr 1773 (vom 13. April bis 16. Juli) einen vollgültigen und glänzenden Ersatz. Von den 66 Aufführungen, die er während dieser drei Monate veranstaltete, hat auch Moritz wenigstens einige gesehen und von einer, die einen tiefen nachhaltigen Eindruck auf ihn machte, noch nach Jahren als Theaterkritiker rühmend berichtet[22]):

> Ich sah einst in Hannover Emilia Galotti aufführen: Odoardo wurde von Borchers, der Prinz von Brockmann, Marinelli von Schröder, Appiani von Reinicke, Konti von Dauer, Emilia von der verstorbenen Charlotte Ackermann, Klaudia von der Reinicken, u. Orsina von der ältern Ackermann, jetzt Professor Unzern, gespielt. So waren die zerstreuten Zierden der Bühnen Deutschlands in einem glänzenden Haufen versammlet.

Wenn wir diese erlesenen Namen aus der „goldnen Zeit der Schauspielkunst" mustern, werden wir allerdings nicht anstehn, Moritz recht zu geben und seinen Stolz zu verstehen.

Indessen hat man sich sehr vor übereilten und falschen Schlüssen zu hüten. Im ganzen mußten bei diesem Gastspiel die literarisch-künstlerischen Interessen stark zugunsten der theatralischen und der Rücksicht auf das Publikum zurücktreten. Ein paar Zahlenangaben mögen das veranschaulichen.

Insgesamt fanden 66 Aufführungen statt, von zweien fehlen die Zettel. Von den 64, die wir so nur zu kontrollieren vermögen, entfallen 55 auf Oper, Operette und Lustspiel, neun auf das Schauspiel, Rührstück oder Trauerspiel. Von den drei Tragödien,

dem „Tancred“ von Voltaire, Weißes „Romeo und Julia“ und der „Emilia Galotti“ von Lessing brachte es nur die letztere, die am 21. April zum ersten Male in Hannover gegeben wurde, am 29. zu einer zweiten Aufführung. Die fünf andern Stücke, die dem ernsteren Genre zugehören: Großmanns „Feuersbrunst“, Merciers „Dürftige Familie“, Beaumarchais' „Eugenie“ und „Die beiden Freunde“, Sedaines „Philosoph ohne es zu wissen“, wurden nur einmal gespielt.

Die Höchstzahl von drei Aufführungen erreichten zwei komische Opern von Weiße „Die Jagd“ und „Der Erntekranz“, Bocks komische Oper „Clarissa“, das Ausstattungsstück „Circe“ und „Der Deserteur“ von Sedaine, ein musikalisches Drama. Auf zwei Vorstellungen brachten es zehn Stücke. Von ihnen wurden auf Anregung aus dem Publikum Lessings „Emilia“, Stephanies „Neuste Frauenschule“, Ayrenhoffs „Postzug“ wiederholt. 29 Stücke erschienen nur einmal auf dem Spielplan.

Unter den oft aufgeführten Autoren steht Weiße mit elf Aufführungen bei sechs Stücken an erster Stelle. An acht Abenden wurden fünf verschiedene Stücke von Goldoni gegeben. Es folgen Stephanie und Sedaine mit fünf Aufführungen, der eine bei drei, der andere bei zwei, Brandes mit drei Aufführungen bei drei Stücken. Von Bock ging ein Stück dreimal über die Bretter.

Diese Zahlen und Namen reden eine deutliche Sprache. Noch war die Zeit nicht gekommen, in der Fr. L. Schröder bewußt und selbständig an der Verbesserung seines Repertoires und der Erziehung des Publikums arbeitete. Noch durfte dieses neben der Musik und der Posse hier immer nur das eigene enge Milieu, aus dem allergewöhnlichsten Alltag herausgehoben und mit edlen tränenlösenden Gefühlen ausgestattet, bewundern; in sentimentale Schwärmerei über ländliche und exotisch-primitive Verhältnisse sich versetzen lassen, oder an der Buntheit der Soldatenstücke sich freuen, deren Verfasser der „Minna“ ihre wirksamsten Effekte abgelauscht und dieses Stück in der Gunst des Publikums, dem sie sich anbequemten, längst verdrängt hatten.

So konnten auch von den Aufführungen, die Moritz außer der „Emilia“ etwa noch sah, wohl keine tiefern Anregungen ausgehen. Die literarischen und künstlerischen Interessen, die er vielleicht hatte, dürften durch sie kaum befriedigt, geschweige denn erweitert und verstärkt worden sein.

Um so nachhaltiger mußten dafür die virtuosen Leistungen der Schauspieler, ihre viel beredeten und bewunderten Schicksale und Persönlichkeiten, der Glanz und der Zauber der Bühne mit dem verführerischen Reiz des Außergewöhnlichen und Besonderen auf seine empfängliche Phantasie wirken, der die Enge des Schülerdaseins und das einförmige alltägliche Leben der Vaterstadt so wenig Nahrung zuführten.

Wie weit solche Einflüsse ihn und seine Aufmerksamkeit der Klasse entzogen und auf sein Zurückbleiben eingewirkt haben, ist nicht zu sagen. Gerade aus methodischen Gründen geht es kaum an, die paar Tatsachen, lückenhaft und abgerissen, wie wir sie vorfinden, nun untereinander in nahe Beziehungen und lückenlose ursächliche Verbindung zu bringen.

Andererseits läßt sich gerade an den Primanerspielen des Jahres 1773 deutlich erkennen, wie dieses Gastspiel bei Karl Philipps Mitschülern gezündet hatte. Denn so, glaube ich, erklärt es sich, daß man im September an drei Abenden im ganzen sieben Stücke aufführte; am ersten Lessings „Freigeist" und Hippels „Mann nach der Uhr", am zweiten Weißes „Richard III." und Schiebelers „Schule der Jünglinge", am dritten Gressets „Sidney", Geßners „Erast" und Engels „Dankbaren Sohn". Nur das letzte Stück freilich war auch von Schröder einmal gegeben worden. Bis auf „Sidney" stehen sie wieder sämtlich im „Theater der Deutschen", das uns so noch deutlicher als die äußere Voraussetzung für die Auswahl der Primaner erkennbar wird. Auch hier spricht nichts dagegen, daß stofflich-pädagogische Gesichtspunkte und Einflüsse von Lessings hamburgischer Dramaturgie diese bestimmten. Denn gerade für das einzige Stück, das aus dem Rahmen herauszufallen scheint, Gressets „Sidney", treffen sie zu; seine Tendenz richtet sich gegen den Selbstmord, im siebzehnten Stück der Dramaturgie ist es anerkennend besprochen.

Wie hätte nicht auch Moritz den Eifer und Tatendrang teilen sollen, der seine Klassengenossen die Aufführungen in diesem Jahr so bedeutend erweitern ließ? Wie hätte es nicht auch ihn reizen sollen, selber da zu glänzen und sich bewundern zu lassen, wo er bisher nur andere angestaunt und bewundert hatte! Um so bittrer, daß er wieder sich ausgeschlossen sehen mußte, ja, daß er wohl von vornherein keine Aussicht hatte! Wenn wir nämlich die Namen der Mitspieler dieses Jahres vergleichend prüfen, bestätigt sich die vorhin

ausgesprochene Vermutung, daß diese Aufführungen in der Hand einer exklusiven Clique waren, einer „Gesellschaft hiesiger Studierenden", wie sie selber sich nennt. In den sieben Stücken wirkten sechzehn Primaner mit. Von den vierzehn Mitspielern des Vorjahres waren die sechs, die das Verzeichnis von 1774 nicht mehr nennt, wahrscheinlich bereits zu Ostern 1773 abgegangen. Von den übrig bleibenden acht spielte diesmal nur einer nicht mit. Die andern aber hatten die meisten und besten Rollen inne. Einzelne traten in fünf, alle aber in drei von den sieben Stücken auf. Zu ihnen kamen weiter vier neue Darsteller, die im Vorjahre bereits der Klasse angehörten, aber damals nicht teilnahmen. Drei davon hatten drei, einer zwei Rollen. Endlich waren diesmal auch fünf Neuaufgenommene beteiligt, die fünf (Damenrollen), vier, drei, zwei und eine Rolle erhielten. Einen von ihnen können wir erst in späteren Schülerverzeichnissen, einen andern, den Bruder des vorigen, gar nicht feststellen.

Diese Tatsachen lassen, denke ich, nicht bloß den Schluß auf ganz besondere und billige Berücksichtigung und Bevorzugung der schauspielerisch begabten und bereits erprobten Schüler, sondern doch auch den auf einen hier wie auch sonst herrschenden pennalistischen Cliquen- und Kastengeist zu. Wenn also Karl Philipp nicht mitspielte, so ist das kein unbedingter Beweis dafür, daß man ihn wegen mangelnder Begabung ausschloß. Wohl aber darf man daraus folgern, daß er entweder sich zurückhielt und keinen Anteil an seiner Klasse nahm, oder in ihr keine Achtung und Freundschaft fand und zu den einflußreichen Kameraden in keinem rechten Verhältnis stand. Und nun erinnern wir uns wieder, daß wir schon früher auf ähnliche Vermutungen über seine Stellung zu seinen Lehrern hingewiesen wurden [23]).

Zu diesen beiden negativen Resultaten tritt endlich als Ergänzung eine freilich sehr bedenkliche positive Quelle, die Schilderung eines ehemaligen Klassengenossen von Moritz. Da sie in dem gehässigen und tendenziösen Nekrologartikel überliefert und aus späterer Erinnerung mit der deutlichen Absicht entworfen ist, die Darstellung im „Reiser" zu berichtigen und zu widerlegen, so ist bei ihrer Verwertung große Vorsicht geboten. Es heißt dort:

> Nicht eine Ecke guckte hervor, wodurch sein Genius wenigstens bis in sein sechzehntes Jahr hin verrathen hätte, was demnächst durch sonderbare Schicksale hervorbrach. Es sey denn, daß man einen in allem ganz passiven, trägen, vergeßlichen, in Schmutz und Unreinigkeit aller Art

gleichgültig fort vegetirenden und bey allen Reizen zu einiger merklichen Thätigkeit in ewigem Schlummer vergrabenen Burschen als den Vorläufer eines großen Geistes annehmen kann. Aus seinem Munde ging nichts, wenn man auch liebreich und vertraulich mit ihm sprach, als höchstens eine Beschwerde, daß er nicht einmahl sein Pfennigbrod gehabt habe. Sein Rock war mit Federn bedeckt, da er gern und lange schlief. Er schien immer an Unverdaulichkeit und Verschleimung zu leiden. Es fiel keinem seiner Mitschüler ein, über ihn sich lustig zu machen; man fühlte Erbarmen mit dem Geschöpf. Natürlich konnte ein Jüngling der Art nicht sehr drauf rechnen, daß er anziehe und Achtung errege. Dennoch geschah meines Wissens nichts in jenen Jahren, was man als Verfolgung oder unwürdige Behandlung hätte auslegen können. Er ward z. B. nicht so häufig durch Scherze und Schulneckereyen mitgenommen, als manche Andre. Er fand unter seinen Mitschülern Freunde, die ihn artig behandelten. Mußten sie gleich bisweilen äußern: Moritz scheine ein Erzdummkopf zu seyn; so waren sie doch gutherzig und ehrlich gnug, sich seiner bey verschiednen Gelegenheiten, da er unschuldig verklagt worden war, sehr anzunehmen. Es lag nur an mehrerer eigner, gar nicht übermäßiger Thätigkeit, und Moritz hatte eine vor vielen beneidenswerthe Lage.

Bei aller einseitigen absprechenden Härte und polemischen Schärfe, die wir in diesen Äußerungen beileibe nicht beschönigen und verkennen wollen, heben sie doch in überstarker Verzerrung Züge hervor, auf die wir vermutungsweise im Lauf unserer Untersuchungen schon hingewiesen wurden, oder die wir später als wesentlich und für Moritz bezeichnend noch oft bestätigt finden werden. Dahin gehört vor allem: der Mangel an Aktivität, an dem namentlich die Mystik der Madame Guion und die Einflüsse der Erziehung Schuld tragen; die hochgradige überempfindliche Sensibilität, die sich nur zu gern verletzt, zurückgestoßen, verfolgt glaubt; die Vernachlässigung und Verwahrlosung seines äußeren Menschen, die selbst durch seine Armut und das Sichselbstüberlassensein nicht völlig gerechtfertigt wird.

Dann aber lösen sich die Fragen und Vermutungen aus unsern dürftigen Quellen mit Hilfe dieser nur von außen in verletzender und verzerrender Objektivität hingestellten Schilderungen in ein tieferes nachfühlendes Verständnis für Moritz' Schicksale auf! Wir werden auf Vorgänge und Komplikationen hingewiesen, bei denen wohl das Mißfallen und die Abneigung, die dieser Schüler bei diesem Direktor notwendig hervorrufen mußte, in ihrer lähmenden Wirkung auf die überzarte Empfindlichkeit und die so gern verzagende Passivität Karl Philipps, und diese wieder in ihrer Rückwirkung auf die Stimmung des Lehrers, ihm unsäglich schwere

Leiden brachten. Immer tiefer mußte er dadurch in jene Trägheit, Verwahrlosung und Schwermut hineingeraten. So wurde seine Stellung und sein Ansehen in der Klasse untergraben und das ruhige, gleichmäßige Fortschreiten seiner Bildung gefährdet.

Ein aufsehenerregendes Ereignis des öffentlichen Lebens aus dem Jahre 1773 muß kurz noch nachgetragen werden. Am 3. August 1773 fand die Hinrichtung „der Wackermaulschen berüchtigten Diebes- und Räuberbande" statt. Die vier Hauptkomplizen wurden „mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gebracht, und folgends die Körper auf Räder geflochten," „der Complice Jürgens, alias Roden genannt, welcher an ihren Einbrüchen und Diebstählen Theil genommen, mittelst des Stranges vom Leben zum Tode gebracht[24])."

Damit stehen wir am Ende eines ersten Teils von Moritz' Primanerzeit. Am 22. April 1774 schied Ballhorn aus seinem Amt, um einem Ruf als Superintendent nach Neustadt am Rübenberge Folge zu leisten. Die poetischen Klagen des Abschiedsgedichts, das ihm von seiner Klasse überreicht wurde, und unter dem darum natürlich sämtliche Namen stehen, teilte Karl Philipp sicher nur in dieser äußerlichen Weise. Aber selbst wenn er sich, gleichgültig und apathisch, um diesen Wechsel gar nicht gekümmert hat, dürfen wir doch bei ihm eine entscheidende Wendung seines Schicksals, eine langsam und allmählich sich vollziehende Besserung und Aufwärtsbewegung ansetzen. Unter dem neuen Direktor konnte er von neuem beginnen, frei vom Druck der Vergangenheit. Und zu diesem mehr zufälligen Ereignis kommt ein zweites wichtigeres Moment. Auch für sein inneres Leben, auch für die tiefgreifenden Wandlungen, die sich von nun an in ihm vollzogen, muß in das Jahr die trennende Grenze verlegt werden, das den „Werther" von Goethe und den ersten geschlossenen und vollwertigen Almanach des Hains herausbrachte.

## 3.

Der neue Direktor, Dr. Johann Daniel Schumann[1]), hat sich einmal selbst „einen nachforschenden und um neue pädagogische Einsichten unabläßig bemüheten Lehrer" genannt. Wohl durfte er, als er 62jährig am 9. Mai 1774 das Direktorat der Hohen Schule übernahm, mit berechtigtem Stolz auf lange Erfahrungen und vielfache Beweise seiner Befähigung zurückblicken.

Zu Hannoversch-Münden am 7. Februar 1714 als Sohn eines Schulmanns geboren, hatte er in Soest das Gymnasium besucht, dann die neugestiftete Universität Göttingen bezogen. Als einer der ersten war er durch Gesners Seminar gegangen, und auch seinen theologischen Studien hatte er während eines achtjährigen Aufenthaltes dort eifrig obgelegen. 1744 bis 1748 war er Rektor in Frankenhausen, 1748 kurze Zeit Direktor in Einbeck. Von da siedelte er noch im gleichen Jahre nach Clausthal über, wo er bis zu seiner Berufung nach Hannover erfolgreich tätig war. Wie sein Vorgänger für das Latein, so hatte er immer wieder für den orthodoxen Glauben die Feder gerührt und in einer Anzahl von Programmen bereits seine Anschauungen niedergelegt, als er 1777 mit der Schrift „Über die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion" gegen Lessing und den Wolfenbütteler Fragmentisten zu Felde zog.

Als Schüler Gesners mußte er natürlich in allem wesentlichen mit den Anschauungen und der Praxis seines Vorgängers übereinstimmen, und so war durch seine Wahl eine schöne Stetigkeit der Entwicklung gewährleistet. Eigensinniges Festhalten am Alten weist auch er ebensoweit von sich, wie unbedachtsame Neuerungssucht. Gewandt und klar bestimmt er in der Einleitung zu seiner Lektionsübersicht[2]) seinen pädagogischen Standpunkt.

Der Zweck der literarischen oder lateinischen Schulen ist ihm die Vorbereitung zur Universität. Dazu bedarf es einmal großer Übung und Fertigkeit in den Sprachen, deren Erlernung zugleich der Bereicherung der Einsicht, der Verfeinerung des Geschmacks, der Veredlung des ästhetischen Sinnes und der Übung und Schärfung des Verstandes dient. Dazu bedarf es aber auf der anderen Seite auch schon „eines bestimmten Grades wissenschaftlicher Einsicht" und zwar in der Geschichte, der Logik, und endlich „wegen des graden lichtvollen Ganges, wozu sie den Verstand gewöhnt", in den Elementen der Mathematik. Unschwer erkennt man sowohl an diesen allgemeinen Anschauungen, als an der Einzelpraxis seines Unterrichts den getreuen Schüler Gesners.

Ohne noch einmal bis in alle Einzelheiten des Stundenplans hinabzusteigen, müssen wir Schumanns charakteristische Besonderheiten und Neuerungen kurz überblicken und würdigen. Er erteilte in den gleichen Fächern wie Ballhorn Unterricht. Die Mathematik nahm er, allerdings nur privatim, wieder auf, verkürzte dafür die

Geschichte um zwei Stunden und gab auch im Lateinischen nur vier Privatstunden.

Im Religionsunterricht verwandte er als Lehrbuch das kleinere lateinische Kompendium von Seiler[3]), das besonderes Gewicht legt auf die Bedeutung der Religion für das Leben und für die Besserung des Herzens. In dieser Absicht schiebt der Verfasser kurze Gebete zwischen die Lehrsätze ein, um die Frömmigkeit und Rechtschaffenheit der Schüler zu fördern und zu mehren. Im Inhalt und der Art des Unterrichts hat sich damit sachlich kaum etwas geändert. Auch Schumann besprach besonders eingehend „diejenigen Grundlehren, die die Stützen des Glaubens und der Hoffnung in sich halten" und vergewisserte sich durch Fragen, ob sein Vortrag verstanden worden sei. Das Neue und für ihn Bezeichnende ist die persönliche Wärme des Glaubens und der Eifer der Überzeugung, die auch beim Schüler das Herz zum Glauben wecken und ihn festigen möchte. Denn gerade dem „seichten Vortrag" der Wahrheiten in der Schule gab er die Schuld an der Verbreitung des Zweifels und Unglaubens. So war es dem Direktor Gewissenssache, diese Lehren „mit aller ihm möglichen Gründlichkeit und Wärme" vorzutragen und besonders auf die Schüler, die nicht Theologen werden wollten, einzuwirken. Ausdrücklich betonte er, „daß das Christenthum eine Lehre sey, die zur Gottseligkeit führen solle", und wies auf den Einfluß hin, den es auf „die praktische Ausbesserung des Herzens" gewinnen müsse. Um so bezeichnender und seltsamer freilich, daß auch er dazu an den Verstand sich wandte, und daß als das sicherste Mittel, die Jugend vor Verführung und Unglauben zu bewahren, auch ihm „frühzeitige Bekanntschaft mit den Gründen der Wahrheit, gestärkt durch das Gefühl von der Nichtigkeit gegenseitiger Einwendungen" erschien.

Für den Unterricht in der Logik zog Schumann neben dem Baumeisterschen Lehrbuch, das er beibehielt, der Sprache wegen, wenigstens nach Angabe des Programms, noch das von Ernesti heran[4]).

Auch für die Geschichtsstunden, von denen er zwei öffentliche der Universalgeschichte, zwei private der Gelehrtengeschichte widmete, führte er neue Lehrbücher, vor allem das von Schroeckh, eins der besten historischen Lehrbücher des 18. Jahrhunderts, ein[5]). Zur Einprägung empfahl er den Schülern, sich für jede der zwölf Perioden eigene Tabellen anzulegen[6]), die zunächst nur die Haupt-

ereignisse enthalten und erst allmählich und fortlaufend mit Zusätzen aus dem mündlichen Vortrag und aus eigener Lektüre ausgefüllt werden sollten. Den Fleißigen und Interessierten gab der Direktor auch hin und wieder ein „historisches Thema" zum Nachlesen und zu schriftlichen Aufsätzen.

In zwei Stunden erteilte er mit besonderer Liebe und besonderem Geschick den Unterricht in der Beredsamkeit. Der Bildung und Schulung des Geschmacks durch aufmerksames, verständnisvolles Studium schriftstellerischer Darstellungskunst gehörte die eine; den selbständigen Versuchen der Schüler, ihren Übungen im Deklamieren die andere. Im Sinne dieses Programms besprach Schumann die Regeln — für die er sich auf Gesners Primae Lineae stützte[7]) — nur darum, weil er sie für geeignet hielt, die Schüler zur Beobachtung anzuleiten, ihre Aufmerksamkeit für die Kunst und die Schönheiten der Autoren, die sie sonst leicht übersähen, zu wecken und zu schärfen. Immer aber erläuterte er sie durch Beispiele und ließ auch die Schüler selbst, um ihren „Bemerkungsgeist" zu fördern, Belege aus klassischen Schriftstellern aufsuchen. Vor allem behandelte er mit ihnen ausgesuchte Reden des Cicero und Plinius nach der rhetorisch-technischen Seite. Getreu dem neben Gesner gebrauchten Lehrbuche von Miller und nach Rollins Vorgang ließ er dabei zur Veranschaulichung zuweilen „eine hervorstechende geistvolle Stelle von ihrem Schmucke entkleiden, und auf die nackten logikalischen Sätze zurückbringen. Diese einfachen Sätze, denen Licht und Farbe entzogen worden, vergleicht man mit der Ausführung des Verfassers, man bemerkt die Mittel, die er angewendet, die Bilder und Wendungen, die er gewählt, den Gedanken Geist, Vollständigkeit und Stärke zu geben".

Durch solche Übungen bereitete Schumann seine Primaner für die Anfertigung eigener Ausarbeitungen vor, zu denen er Aufgaben stellte. Endlich ließ er der Rangordnung nach wöchentlich zwei Schüler die Katheder betreten, um sie zur freien Rede zu schulen und „des Vorzugs fähig zu machen, bey den feyerlichsten Veranlassungen ihre rednerischen Gaben vor einer glänzenden Versammlung öffentlich zu zeigen, wo sie bisher mit ermunterndem Beyfall beehret worden".

In der Behandlung des lateinischen Unterrichts hat der neue Direktor kaum etwas geändert. Das Hauptziel blieb nach wie vor die sichere Sprachbeherrschung. Hand in Hand damit sollte aber die Aneignung sachlicher Kenntnisse und die inhaltliche Ausbeutung

der Lektüre gehen, durch die nach seiner Ansicht und Absicht auch ein „besserndes Gefühl edler und niedriger Handlungen den Schülern eingeflößt wird". In den drei Privatstunden las er Cicero De oratore und Stücke von Terenz. Eine Stunde diente der Übung im Lateinschreiben. In einer andern wurden, um die einzelnen rhetorischen Regeln einzuüben, zu kürzeren Abhandlungen, „die die Redekunst oratorische Schlußreden, Gemeinörter, nennt", Aufgaben gestellt und Anleitung gegeben, Übungen im Lateinreden veranstaltet und extemporale lateinische Übersetzungen geschrieben, die unter Beteiligung und Mithilfe der Schüler gleich richtiggestellt und besprochen wurden.

Endlich gab der Direktor als treuer Schüler Gesners Mathematik und zwar „nicht bloß mechanisch, nicht als ein Geschäfft des Gedächtnisses, sondern als eine beständige Anwendung der Vernunftlehre". Auch veranstaltete er mit den Teilnehmern praktische Feldmessungen.

Im ganzen hat sich also nach der wissenschaftlich prinzipiellen Seite, im Geist und in der Gesamttendenz des Unterrichts nur wenig geändert. Der wesentliche Unterschied zwischen Schumann und seinem Vorgänger scheint mir vor allem darin zu bestehen, daß jener mehr Gelehrter und Weltmann, er mehr Erzieher und Schulmann war. So betonte der neue Direktor, was wir bei Ballhorn vermißten, ausdrücklich immer wieder die Charakter- und Willensbildung. Er hat auch, wenn ich recht sehe, selbstloser und entscheidender als jener in die Organisation der Klassen eingegriffen, vieles geordnet und verbessert, zur Regelung der Gehaltsverhältnisse seiner Lehrer Schritte getan und die Schülerzahl der Prima zugunsten der der untern Klassen auf einer niedrigern Stufe gehalten. Vor allem aber ist Schumann doch wohl der Urheber der erweiterten und verschärften Schulgesetze, die am 16. September 1775 vom Rat „zur ohnabweislichen Richtschnur der bey der hiesigen öffentlichen Stadtschule zu beobachtenden Disziplin" erlassen wurden und von denen uns ein Exemplar in dem Archiv des geistlichen Ministeriums zu Hannover erhalten ist.

Die in ihnen gegebenen Bestimmungen betreffen: den Besuch der öffentlichen und privaten Stunden, der ausnahmslos verbindlich und nicht der Willkür der Schüler anheimgegeben sein soll; die genaue schriftliche Kontrolle des Schulbesuchs; die Störung der Stunden durch Plaudern; die Zuweisung fester Plätze, die ohne Erlaubnis der Lehrer nicht verlassen werden dürfen; die Nicht-

anfertigung, Vernachlässigung oder verspätete Abgabe aufgegebener Arbeiten; die Schlägereien und Raufereien in den Klassen, auf den Treppen und dem Kirchhof vor der Schule; die pennalistischen Ausschreitungen gegen die Neuaufgenommenen; den Besuch der Gottesdienste; die Beaufsichtigung der Auswärtigen; die Kontrolle des Abendmahlsbesuchs; die Regelung der Ferien und des Schulgelds.

Schon diese kurze Aufzählung bestätigt unsere frühere Schilderung. Nach dem dort Gesagten wundert es uns nun nicht mehr, hier in der Hauptsache Dinge eingeschärft und mit Strafen durch die höchste Instanz bedroht zu finden, die nach unseren Anschauungen als selbstverständliche und innere Angelegenheiten der Schuldisziplin einer solchen obrigkeitlichen Berücksichtigung gar nicht bedürfen.

In den Maßregeln, die gegen diese also noch immer verbreiteten Unsitten anbefohlen wurden, finden wir offensichtlich den Einfluß des Direktors, der in seiner langen und erfolgreichen Wirksamkeit als Schulmann stets den Grundsatz betätigt hatte: „melius est cavere peccata quam punire" und sie mit Recht als „anständige und einer liberalen Erziehung angemessene Zwangsmittel" bezeichnet.

Aus solchen Anschauungen heraus wurde die Führung von Absentenverzeichnissen angeordnet, die bei den Prüfungen vorgelegt werden mußten. Um Raufereien in den Klassen zu vermeiden, sollte nach Ablauf der Stunden jeder Lehrer die Ankunft des nachfolgenden erwarten. Überhaupt wurden gelinde Mittel, vor allem die Erweckung der Ehrliebe, zur Aufrechterhaltung und Herstellung der Disziplin empfohlen. In den obern Klassen durfte erst das Versagen gütlicher Vermahnung und der die Ehre nicht treffenden Geldstrafen, erst Verstocktheit und Widersetzlichkeit des Schülers dem Lehrer Anlaß sein, zur Degradation und zum Heruntersetzen zu schreiten, oder durch den Direktor Karzer und Gefängnis verhängen zu lassen. Allerdings sollte die tätliche Züchtigung nicht völlig beseitigt werden, „vielmehr solche unter gewissen Einschränkungen bey den Unfleißigen und Widerspenstigen, zumahl unter den jüngeren Schülern forthin stattfinden. Es werden aber diese um so viel seltener erforderlich seyn, je eifriger jeder Lehrer darauf bestehet, Stille und Aufmerksamkeit in seiner Classe einzuführen, und darüber mit Wachsamkeit und Munterkeit zu halten." Genauere und eingehendere Bestimmungen über die auswärtigen Schüler sind auch

hier nicht gegeben. Ganz im allgemeinen wird den Lehrern ihre besondere Beaufsichtigung „außerhalb der Schule allerwege" zur Pflicht gemacht, und auch der Direktor erwähnt in den „Bemühungen" nur im Vorübergehen, „daß Fremden, die es wünschen, Gelegenheit zur genauesten Aufsicht und Versorgung gemacht worden".

So stehen die Schulgesetze von 1775 für uns auf dem Papier, ohne daß wir die Möglichkeit hätten, ihre Durchführung und ihre Erfolge in der Praxis festzustellen. Was Iffland von seinem letzten Primanerjahr, zugleich dem ersten ihrer Verbindlichkeit, erzählt, sieht nicht gerade danach aus, als ob sie sehr rigoros gehandhabt worden wären. Freilich, er stammte aus einer angesehenen Bürgerfamilie der Stadt und durfte sich infolgedessen vielleicht ungestraft allerlei erlauben, was diese neuen Gesetze den Ärmeren und Schlechtergestellten nun verboten. Waren sie doch in vielen Fällen von der Gnade der Lehrer, von den Benefizien, Stipendien und Freitischen abhängig, bei deren Verteilung auf das Betragen der Schüler und auf ihr Verhalten gegen die Lehrer „billige Rücksicht" genommen werden sollte!

Wenn wir nun für Karl Philipps persönliche Schicksale wieder die Schülerlisten der folgenden Jahre[8]) befragen, so finden wir ihn 1774 als 41., 1775 als 29., 1776 als 9., und von 1777 an fehlt er in den Verzeichnissen. Im ersten Jahre 1774/75 sind noch einmal einige neuaufgenommene Schüler, Söhne aus angesehenen Familien der Stadt, z. B. ein Kestner, über ihn gekommen. Bis zum Ende des zweiten Schuljahrs 1775/76 gingen vor ihm zwanzig Schüler ab, so daß er diesmal sich behauptet hat und ohne allen Anstand mit aufgerückt ist, wenn wir ihn als neunten finden.

Schon daraus erkennen wir, daß seine Lage und seine Leistungen unter dem neuen Direktor besonders im zweiten Jahre sich doch gebessert und gehoben haben müssen. Weit mehr noch als eine bloße Bestätigung dieses günstigen und normalen Verlaufs seiner letzten Schulzeit und einer Wiedereinbringung des Verlorenen gibt uns einer der feierlichen lateinischen Anschlagebogen des Jahres 1776. Er erzählt uns von dem glänzendsten Triumph seiner Schulzeit und beweist, daß Karl Philipp sich in den Stunden und besonders den Deklamationsübungen des Direktors so ausgezeichnet haben muß, daß er ihn, den Sohn des Militärmusikers und Lizentschreibers auf dem kleinen Dorfe, neben zwei Mitschülern aus angesehenen Familien der Stadt

bei dem feierlichen Redeakt anläßlich des Geburtstags der Königin am 18. Januar 1776 mit einem selbstverfaßten deutschen Hexametergedicht auftreten ließ. Mit schmeichelhaften Floskeln werden die Namen der beiden andern eingeführt, er, der homo novus, dankte seinen Gaben sein Glück und seine Auszeichnung. Schlichter und kürzer heißt es von ihm[9]:

> Carolus Philippus Mauritius Hamelensis carmine heroico teutonico Regiae Majestati dicato omninoque suo et pietatem et poeticam facultatem benigna ingenii vena profluentem adituris probabit.

Wie aber muß er damals in der ersten Freude an diesem Erfolg sich berauscht und gestärkt haben, wenn er noch nach Jahren, als er längst in Amt und Würden war, von ihm zehrte und das Gedicht, das er als Schüler auf die Königin von England verfaßt hatte, drucken ließ. Für uns ist es leider verschollen.

Damit sind die unmittelbaren Quellen für Moritz' Schulzeit erschöpft. Am 6. August 1776 wurde er zu einem sehr seltsamen und ungewöhnlichen Zeitpunkte in Erfurt als studiosus theologiae immatrikuliert. Wieder also müssen wir den schwierigen und dornenvollen Weg der Hypothesen und Kombinationen gehen, wenn wir tiefer dringen und die Ereignisse, Erlebnisse und Wandlungen verstehen wollen, die in den beiden letzten Schuljahren, vor allem in jenem Sommer 1776, in unserm Helden vorgingen.

Noch eine Quelle freilich scheint dafür zu Gebote zu stehen: die Autobiographie von August Wilhelm Iffland[10], der sicher etwa von Ostern 1775 an Moritz' Klassengenosse war und bald sein Freund geworden sein muß. Gewiß verdient es Beachtung, daß er für die Richtigkeit und Genauigkeit von Moritz' Darstellung ein unumwundenes Zeugnis ablegt. Doch ist von einem methodisch strengen und konsequenten Standpunkt darum eben die Verwendung seiner Angaben oder gar die Berücksichtigung der so gesicherten Moritzischen Partien für unsre Untersuchungen unbedingt zu verwerfen. Denn daß jene Iffland vorlagen, daß er auf sie sich ausdrücklich bezieht und dem andern die Treue seiner Erinnerungen bescheinigt, nimmt seinen eigenen Ausführungen die einwandfreie Selbständigkeit und damit den hohen Quellen- und Kontrollwert, den sie bei unabhängiger Übereinstimmung für uns hätten. Damit soll und kann vorläufig über die Glaubwürdigkeit der beiden Autobiographien weder positiv noch negativ etwas ausgesagt, sondern nur die zurückhaltende Be-

nutzung der Angaben Ifflands in unserm besondern Zusammenhang begründet werden, in dem jede Verquickung objektiv erreichbaren Materials mit der subjektiven künstlerischen Selbstschilderung im „Anton Reiser" auf das peinlichste vermieden werden muß.

So hat uns Iffland nicht viel mehr als ein paar Hinweise zu bieten auf den Einfluß der neuen Literatur der Geniezeit, auf das große Ereignis des Schröderschen Gastspiels im Sommer 1776 und endlich auf die Wirkungen, die beide als auslösende Faktoren in dem Leben eines gleichaltrigen und gesinnungsverwandten Freundes hervorbrachten. Nichts aber wäre falscher, als von diesen neuen Dichtungen, dem „Werther" insbesondre, zu meinen, sie seien die Erreger jener merkwürdigen und tiefgreifenden seelischen Erschütterungen, die freilich rein äußerlich so vielfach in enger Verbindung mit ihnen in die Erscheinung treten und dringend werden.

Denn im Grunde nicht anders, als alle ihre Altersgenossen, nur vielleicht stärker und tiefer, erlebten es ja die jungen Dichter jener Tage, daß in der Not und der Seligkeit ihrer eigenartigen Entwicklungen dem nach innen gewiesenen Blick ein neues Reich der Seele sich auftat, voll von Wundern und bisher ungeahnten Geheimnissen. Ihrem so geschärften Auge zeigte sich auch die äußere Welt, die sie umgebende Wirklichkeit von ganz neuen Seiten. Ihr Lebensgefühl und Lebensverständnis vertiefte und erweiterte sich, sie traten in eine neue Epoche der Individuation hinüber, die viel intensiver und wahrer als die vorhergehenden die Gebundenheit des einzelnen, das Hingegebensein an alle Dinge und Menschen der Umwelt empfand, und in leidenschaftlichem Widerspruch dazu trotzig die Einsamkeit und Einzigkeit, das subjektive Eigenrecht der Persönlichkeit verfocht.

Den einen Weg nach innen wiesen ja alle die Mächte, die im Leben der Zeit wirksam waren, die drückende Enge und Abgeschlossenheit des bürgerlichen Lebens, der separatistische Pietismus, teilweise auch die Moralphilosophie der Aufklärung, die Dichtungen Klopstocks und Wielands, die von Rousseau und von Sterne inspirierte Abkehr von der Unnatur, dem Zwang und den Lügen einer überlebten Vergangenheit.

Und wie hatten erst Karl Philipps besondere Schicksale, die erzwungenen Abtötungen des Kindesalters, die bitteren Schulerlebnisse ihn auf sich und in sich selbst zurückgeworfen! Immer wieder hemmten und brachen sie ja doch die nach Betätigung, nach außen

strebende Kraft des Jünglings. So war er gezwungen, einsiedlerisch alle seine Leiden und Freuden in die Tiefe des Innenlebens zu verschließen, sein Ich zu seiner Welt zu machen. Und so wurden gerade in den Jahren, in denen er damals stand, dort immer von neuem die quälenden Zweifel und die Fragen nach Sinn und Wert des Daseins aufgerührt, die nur bei tätigem Wirken, bei steten Wechselbeziehungen zwischen dem Ich und der Außenwelt sich in Erfahrung, Entsagung und Gewißheit auflösen können. Dem wirklichkeitsfernen Konstruieren und der schmerzlichen Selbstquälerei, dem Leben in einer Sphäre abstrakter, blutleerer Bücherideale, jener verträumten Müdigkeit, kurz allen Entwicklungskrankheiten seines Alters mußte er deshalb in besonderem Maße erliegen.

Für diese Erfahrungen aber konnte er in dem ganzen Umkreis seines Lebens und seiner Lektüre, bei den verständigen und nüchternen Führern seiner Jugend, in den Werken der Gellert, Rabener, Kleist, Gleim, Uz, Haller und Hagedorn kein Verständnis finden. Mit ihrer selbstzufriedenen Sicherheit und ihrer wasserhellen Klarheit trennte sie eine Welt von den dumpfen quälenden Stimmungen und den verworrenen Zuständen, unter denen Karl Philipp litt.

So mußten die Dramen Shakespeares, die Werke der jungen Genies und die Lyrik des Hains, die jetzt zu ihm drangen, ihn mit unwiderstehlicher Macht fesseln und eine gewaltige Umwälzung in seinem Innern hervorbringen. Alle diese Dichtungen waren ja erfüllt von leidenschaftlichem Lebensverlangen und ungestümem Tatendrang. Was Karl Philipp selbst dunkel und ahnend empfunden hatte, war hier mit trotzigen, hinreißenden Worten gesagt, in kühnen Bildern und packenden Vorgängen gestaltet. Wie in einem Spiegel erblickte er in diesen Werken mit einem Male klar und deutlich das eigene Innere. Sie wurden ihm Freunde und Führer in dem geheimnisvollen Labyrinth seiner Seele. Aus der Vereinsamung und Vereinzelung selbstquälerischen Grübelns erhoben sie seine Erlebnisse ins Typische und Allgemeine und nahmen ihnen dadurch den Stachel des Niederdrückenden und Persönlichen.

Neben solchen fördernden Wirkungen dürfen aber auch die großen Gefahren, die die neue Literatur für junge unfertige Menschen notwendig haben mußte, ja nicht verschwiegen werden.

Durch sie wurden die Ideale der älteren Generation, die bisher in Elternhaus und Schule vorbildlich gewesen waren, mit einem Male gestürzt, ohne daß die jungen Leser auf der anderen Seite

irgendwie aktiv an diesen Kämpfen um neue Ideale selber teilnahmen und dadurch Kraft und Energie gewannen. Sie traten in den Besitz, sie lasen und sogen gierig das süße Gift ein. So mußten diese Dichtungen sie auch nur wieder zu einer einseitigen und leidenschaftlichen Ausschließlichkeit der Beschäftigung mit ihrem Ich veranlassen, sie gleichfalls von dem handelnden Leben abziehen, wo doch einzig und allein im harten Kampf zwischen der einseitigen Subjektivität des Jünglings und der starren Macht der Sachen die Persönlichkeit gebildet und in sich gefestigt werden kann.

Und ferner, so stark und packend auch in diesen Dichtungen das neue Seelenleben sich äußerte, geschlossene, gereifte Kunstwerke sind nur sehr wenige von ihnen. Sie sind ja vielfach nur Dokumente und Produkte der Krisen, in denen ihre Dichter selber darum rangen, sich zu erheben oder unterzugehen. Sie sind Erzeugnisse einer wundervollen Übergangszeit, in der alles im Werden und Fließen ist, sie sind nur Keime und Knospen, nicht Früchte. Um so größer war für die unreifen Leser die Gefahr, dies Ringen für das Errungene, dies Suchen nach neuen Idealen selber für die Ideale, den süßen trüben Most für reifen starken Wein zu nehmen. So wird es verständlich, wie sie vielfach ohne Selbsteinkehr und Selbstbesinnung das, was dort aus fremden Erlebnissen objektiviert und wenigstens teilweise zu künstlerischer, dem unmittelbaren Leben fernstehender Darstellung erhoben worden war, unbesehen spielerisch und theatralisch in die Wirklichkeit, ins eigene Leben hinüberführen konnten.

Das etwa mögen ganz im allgemeinen die tieferen, unbewußten Wirkungen gewesen sein, mit denen die neue Literatur fördernd und schädigend in Karl Philipps Seelenleben eingriff. Er selber hat freilich damals wohl anderes und zum Teil gerade die Auswüchse dieser Kunst am glühendsten und lautesten bewundert. Die noch zu erörternden Nachwirkungen, des „Werther" und der „Zwillinge" vor allem, in seiner eigenen Schriftstellerei, ein Blick in die Shakespeare-Auswahl, die in jenen siebziger Jahren Herder traf, zeigen, wie auch Moritz in der Vorliebe für grelle Effekte, in der Bewunderung, die er in diesen Werken einerseits den kraftvollen, andererseits den rührenden, weichen Partien zollte, den Geschmack seiner Zeit und seiner Altersgenossen teilte.

Im ganzen bleiben wir so zwar für die Art des Einflusses auf einfühlendes Nacherleben und auf Analogien angewiesen, da jene

Nachwirkungen in Moritz' eigenen Schriften sich überall, wo wir sie finden, mit anderen spätern Einflüssen kreuzen und mischen. Wir dürfen aber als sicher festhalten, daß Karl Philipp in den Jahren 1774—1776 bereits Dichtungen Shakespeares, der jungen Genies und der Göttinger gelesen und von ihnen tiefe Eindrücke empfangen hat. Wir haben dafür das unmittelbare Zeugnis Ifflands[11]), daß er mit Moritz den „Werther" las, die mittelbare Parallele, daß Iffland selber spätestens während des Schröderschen Gastspiels völlig in den Bann der neuen Strömung geriet.

Und allerdings waren die Vorstellungen der glänzenden Hamburger Truppe dazu angetan, die heimliche Glut dieser jungen Herzen zu lodernden Flammen aufzuschüren. Vom 9. April bis 14. Juni 1776 gastierte Schröder damals in Hannover, im ganzen fanden 45 Aufführungen statt[12]). Deutlich legt das Repertoire Zeugnis ab von der rastlosen und ernsten künstlerischen Arbeit des Direktors, von den engen Beziehungen, die er aus eigener Initiative mit der jungen Literatur angeknüpft hatte. Einen schmerzlichen Verlust freilich hatte das Ensemble in den drei Jahren, in denen es Hannover ferngeblieben war, erlitten; Charlotte Ackermann war 1775 gestorben. Auch das äußerte sich in dem neuen Spielplan, in dem man nur vorsichtig und allmählich die Stücke wiederaufnehmen konnte, in denen das Publikum seinen Liebling glänzen zu sehen und feiern zu können gewohnt war.

Auf die Bemühungen und Absichten Schröders, die deutschen Talente zum Schaffen für seine Bühne aufzumuntern oder sie doch dabei zu unterstützen, werden wir hingewiesen, wenn wir hier sieben Stücke (Übersetzungen, Lust- und Trauerspiele) aufgeführt finden, die als „Preisstücke der Direktion" bezeichnet sind. Ebenso deutlich sieht man, wie der Direktor aus ähnlichen Tendenzen den Anteil der französischen Produktion aufs Äußerste beschränkte. Die Alexandriner-Tragödie ist jetzt ganz geschwunden. Von deutschen, namentlich Weißeschen Bearbeitungen abgesehen, wurden nur vier französische Lustspiele gegeben: zwei Stücke von Mercier und, bedeutsam genug, Molières „Tartuffe" und „Avare". Auch Goldoni erschien nur viermal auf dem Spielplan.

Von den 45 Vorstellungen kamen 10 auf das ernste, 35 auf das leichte Genre. Unter den letzteren brachten es die Preisübersetzungen „Geschwind, ehe es jemand erfährt" und „Der Nebenbuhler", Gotters komische Oper „Der Jahrmarkt", das Lustspiel „Der Deserteur aus Kindesliebe" von Stephanie dem Jüngeren und

das Ausstattungsstück „Das Mädchen im Eichthale" auf zwei Aufführungen. Unter den einmal gespielten Stücken findet sich Goethes „Erwin und Elmire".

Die aufgeführten Trauer- und Schauspiele sind: Goethes „Clavigo" (23. April) und „Stella" (14. Juni), die „Zwillinge" von Klinger (29. Mai), Gotters „Mariane" (10. April), Wagners „Reue nach der Tat" (14. April), Brandes' „Olivie" (30. April) und „Mediceer" (17. Mai), Merciers „Deserteur" (11. Juni) und das Trauerspiel „Elfriede" aus dem Englischen des Mason, das zweimal (am 22. Mai und am 12. Juni) gegeben wurde.

Wenn so nur vier Stücke den besonderen Neigungen der literarisch-interessierten Jugend zu entsprechen scheinen und gerade bei ihr auch wohl den stärksten und tiefsten Widerhall fanden, so darf die bedeutsame Tatsache nicht übersehen werden, daß doch die Auswahl der Stücke nicht minder als die Bühnenkunst Schröders beherrscht war von dem Streben zum Wahren, Natürlichen und Charakteristischen, das ja auch in jener neuen Literatur eine der mächtigsten Tendenzen ist.

Und ferner brauchten ja nicht erst die Aufführungen diese bei der Jugend Hannovers einzuführen, sie wurde lange vorher schon gelesen. Das vielmehr ist das Wesentliche, daß sie nun all dem, was jene mit ihrem fordernden drängenden Ungestüm an Überschwang, Tatenlust und Wirkensdrang in den Herzen dieser Jünglinge genährt und angesammelt hatte, die bestimmte äußere Form der Theaterleidenschaft gaben. Wie verlockend und verführerisch mußte es doch für sie sein, auch so wie diese Schauspieler ihre Lieblingsgestalten zum Leben führen, so wirkungsvoll und befreiend immer wieder die Sehnsucht dieser Dichter, die zugleich die des eigenen Herzens war, von der Bühne herab verkünden zu können. Auf eigene Erlebnisse und Stimmungen zurückblickend bekennt Iffland im Jahre 1808 [13]):

> Dieses stille, stumme, dumpfe Sehnen, die finstern, schwermüthigen Gefühle, wovon die Seele ergriffen ist, jene poetischen Stürme, darin die Jugend, der Jüngling und das angehende Mannsalter sich heimlich so wohl gefallen, auf der Bühne auszusprechen, dort das Wohlgefallen, die Thränen der Menge für jene Stimmung einzuärndten, welche von der täglichen Umgebung gewöhnlich nicht verstanden oder gar verspottet wird — ist eine eigne, schleichende, verzehrende Krankheit. Sie ist dem Heimweh zu vergleichen.

Eine solche Wirkung müßte wieder, wie schon 1773, vor allem bei den Aufführungen der Primaner sich zeigen. Leider haben wir

von ihnen keine Kunde. Iffland hat sicher mitgespielt. Bei Moritz spricht wenigstens nichts dagegen, wenn wir annehmen, daß sie früher als sonst, wo sie im September stattfanden, veranstaltet wurden. Auch das wäre dann aber ein Beweis für den mächtigen und ungeduldigen Betätigungsdrang, den die Vorstellungen der Hamburger wachgerufen hätten.

Nach kurzer Pause kehrten diese bereits im Winter 1776/77 abermals in Hannover ein, um auch hier mit ihrer glänzendsten Eroberung, mit Shakespeareschen Stücken, wohlverdiente Triumphe zu feiern. Den Widerhall in den Herzen der Jugend bezeugen uns begeisterte Äußerungen von Boie, Rehberg und Therese Heyne. Mehr noch, die Eindrücke dieses Winters bestimmten den Primaner August Wilhelm Iffland unter schweren inneren Kämpfen sich von seiner wirklich geliebten Familie loszureißen und den entscheidenden Schritt auf die Bühne zu tun. Etwa gleichzeitig muß ein anderer Primaner aus Hannover, namens Mardefeld, denselben Weg gegangen sein, denn es heißt in dem Märzverzeichnis von 1777, in dem seltsamerweise sich Ifflands Name noch findet, von ihm: „duobus abhinc mensibus clam discessit sine venia."

Aber auch er hat mindestens noch einen Vorgänger: eben unsern Karl Philipp Moritz. Im Juli etwa verließ er ebenfalls heimlich die Vaterstadt und wandte sich von der gleichen Theaterleidenschaft ergriffen nach Mitteldeutschland, um die Enge der Schulstube mit dem Glanz und der Freiheit der Schaubühne zu vertauschen. Denn nur in diesen Zusammenhang und in diese Zeit paßt jene kurze Notiz von Reichard[14]), daß wie viele andere auch Moritz in Gotha bei Ekhof anzukommen versuchte. Er wurde abgewiesen, und das war, soweit wir urteilen können, weder für ihn noch für das Theater ein Unglück. Wohl aber durfte er selbst von Glück sagen, daß er, bereits in der Nähe von Erfurt, nun irgendwie dorthin geführt wurde, wo auf der kümmerlich ihr Dasein fristenden Stadtuniversität jeder, der dort studieren konnte oder wollte, hochwillkommen war, wo man gerade für die Ärmeren und schlechter Gestellten eine Menge Stipendien und Vergünstigungen bereit hielt.

So vollzog Moritz in der Leidenschaft des Gefühls ohne viel Wägen und Wählen den entscheidenden selbständigen Schritt ins Leben hinein. Enttäuschungen und Mißlingen mußten ihm folgen und seine Hoffnungen vernichten. Aber andere, unerwogene Glücksumstände nahmen ihn auf und trugen ihn auf neuen Wegen weiter.

Mag man immerhin solchen Gang für einen Jüngling, für diese Zeit und die besonderen heimischen Verhältnisse, die noch mehrere Klassengenossen zu dem gleichen Entschluß trieben, bezeichnend finden, es liegt darüber hinaus doch in diesem Verhalten etwas Typisch-Persönliches. Noch der Mann Moritz hat an fast allen entscheidenden Punkten seines Lebens nicht anders gehandelt, wahllos, willenlos dem leichtentflammten Gefühl sich hingegeben, Glück und Gunst von außen immer wieder bedurft, um in den Strudeln, in die er sich stürzte, nicht zu versinken.

## Drittes Kapitel.

# Irrfahrten und Wanderungen.

Schon im 18. Jahrhundert war Erfurt der Vorort des Gartenbaus und in jener „ökonomischen Zeit" besonders durch seine Brunnenkresse und seine Rettiche berühmt. Die fruchtbaren und wertvollen Feldgärten, die sich rings um die Stadt zogen, verliehen ihrer Umgebung eine besondere Anmut. Auch im Innern waren an die Stelle vieler Häuser, die zu Ende des 17. Jahrhunderts ein großer Brand niedergelegt hatte, Gärten getreten, die Erfurt verschönerten und ihm die alte Ausdehnung bewahrten[1]). So durfte es noch in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts trotz seiner 13—14000 Einwohner „eine der größten Städte Deutschlands" heißen, der Dresden, Leipzig, Braunschweig nachstanden und Hamburg kaum das Gegengewicht hielt[2]). Im Stadtbild traten, wie heute noch, die Türme der vielen Kirchen und Klöster, vor allem aber der hochgelegene Dom mit der Severikirche, zu denen breite Stufentreppen hinaufführen, besonders charakteristisch hervor.

In jener Zeit noch zu Kurmainz gehörig, wurde Erfurt von dem bekannten Freiherrn von Dalberg verwaltet. Wenn auch die Cyriaksburg bereits entfestet war, so war es doch mit seinen Gräben und Wällen, die längst die alte Stadtmauer einbezogen hatten, und mit der Zitadelle auf dem Petersberg dem Range und dem Aussehen nach eine Festung. Außer von der Gera wurde es auch von der Hirschlache, einer künstlichen Ableitung des Dreybrunnens[3]), durchflossen, die etwa viermal in Rinnen und hölzernen Kanälen die Gera überschreitend, Lohgerbereien, Brauhäuser, Mühlen und Gärten mit

Wasser versorgte, rings um die innere Stadt sich zog und schließlich beim Johannistore in die „wilde Gera" fiel.

Den Mittelpunkt der Stadt bildete der Anger, „jene große, lange und sehr breite Straße, welche beynahe vom innern Krämpferthore bis zur Statthalterey fortläuft und von der Länge einer Viertelstunde mäßigen Schrittes ist[4])." An ihr lagen die Wage, die Kaiserliche Hauptwache, der Gasthof zum römischen Kaiser, die Kaufmannskirche, das Ursulinerkloster und die Post.

Unter den zahlreichen Klöstern der Stadt, von denen im Vorübergehen wenigstens das Benediktinerkloster auf dem Petersberg genannt sei, erregte das Karthäuserkloster die besondere Aufmerksamkeit und das lebhafte Interesse der Reisenden[5]). Es lag[6]) „sehr romantisch" außerhalb des Walles mit der Aussicht auf die Cyriaksburg, die Häuser und Gärten. Die einfache gotische Klosterkirche, die der Prior Leopold Wohlgemuth (1713—1732) „im reinsten Geschmack neuer Bauart" renoviert, modernisiert und vor allem um ein prunkvolles Barockportal bereichert hatte, zerfiel in den Chor der Mönche und den Chor der Laien. Durch ein Gitter waren beide voneinander getrennt. In dem ersteren befand sich zu beiden Seiten des Hochaltars das Chorgestühl der Mönche, vor ihm stand das Lesepult. Der Laienchor im Schiff der Kirche enthielt Betschemel und einige Altäre. Da die Ordensregel die Benutzung von Musikinstrumenten, die Abhaltung öffentlicher Predigten untersagte, so gab es hier weder Orgel noch Kanzel. Seit der Renovierung aber hatte die Kirche eine neue, in flachem Bogen sich wölbende Steindecke, die mit Gemälden geschmückt war.

Von dem Gotteshaus führte der Weg in den Kreuzgang, an dem die zwölf Zellen der Mönche lagen. Als ein kleines einstöckiges Häuschen bestand jede für sich aus Flur, Stube und Kammer und war durch eine hohe Mauer von dem Nachbarhause geschieden[7]):

> Vom Walle herab kann man die kleinen ein Stockwerk hohen Häuser sehen, wie sie sich melancholisch traulich längst dem Kreuzgange hinreihen. Die einzige melancholisch tönende Glocke hängt in einem Thürmchen über dem Chore, und wird von jedem Klosterbruder geläutet, so daß einer den andern zur Kirche ruft. Z. B. der Sakristan fängt an zu läuten, und wird von dem zunächst in die Kirche kommenden darin abgelößt, welcher dann seinem Nachfolger den Glockenstrang in die Hand giebt, bis ein dritter diesen ablößt u. s. w. bis alle Konventualen zusammen sind; jeder muß läuten, und wenn er auch nur einige Züge thät. Es sieht romantisch aus, wenn sich einer nach dem andern zum Glockenseile drängt, seinen Bruder zum Gebet

zu rufen. Unter die Eigenheiten dieses Ordens gehört vorzüglich, daß sie kein Fleisch essen dürfen — daß sie an gewissen Tagen nicht reden, die Reinigung ihres Hauses, die Pflege ihres Gartens keinem andern überlassen dürfen. Auch speißen sie nur Sonn- und Festtags im Convente zusammen, die übrigen Tage jeder in seiner Zelle für sich, wo ihm von einem dienenden Bruder die Speisen durch ein Loch in der Mauer neben der Thüre, hineingereicht werden. Sie dürfen keine Leinwand tragen, und selbst ihre Hemden sind von weißwollenem Zeug. Kein Weib darf ihre Kreuzgänge und Kirche betreten. Ihr Leben ist sehr einförmig und traurig. Abends 4 oder 8 Uhr legen sie sich zu Bette. Zwölf Uhr Mitternachts wird aufgestanden und zur Kirche gegangen, die Mette abzusingen, welche bis 3 Uhr dauert, 6 Uhr des Morgens lesen sie ihre Messen, 11 Uhr wird gegessen, halb 4 Uhr wird die Vesper gesungen, nach ihr das Abendbrod verzehrt, dann zu Bette gegangen. Die Zwischenzeit benützen sie zu mancherley Arbeiten, bauen ihren Garten, giesen Gipsbilder, poussiren in Wachs, drechseln u. s. w. Ihr Gottesdienst ist um soviel beschwerlicher, da alles gesungen wird, ohne von einer Orgel oder sonstigen musikalischen Instrumente — welche alle ohne Ausnahme in ihren Orden verboten sind(!!!) begleitet zu werden. Dieses beständige Singen in tiefen Contratönen macht die mehrsten unter ihnen preßhaft. Ihr Holz spalten sie sich selbst.

Um die Erfurter Universität, „die Perantiqua Electoralis Academia", wie sie auf ihren Akten und Urkunden sich nennt, deren Rektor, von 1776 bis 1779, der Abt des Benediktinerklosters Günther III. Basting war, sah es trotz der vielfachen Bemühungen und Besserungen, die der Kurfürst und Dalberg zu Anfang der siebziger Jahre versucht hatten, am Ende des Jahrzehnts wieder sehr traurig aus. Trotz aller Stipendien und Benefizien, trotzdem die Akademie paritätisch eingerichtet war, konnte sie auf keinen grünen Zweig kommen. Der Stadtkinder waren eben zu wenige, und Fremde zog es nicht hin. Das Urteil eines Reisenden von 1779[8]): „Vor acht oder zehn Jahren glaubte man, es stehe im Begrif, eine gute Universität zu werden; aber jezt glaubt man es nicht mehr. Der Studirenden sind kaum noch hundert; die besten ehmals hinberufenen Männer hat man wieder eine andere Strasse ziehen lassen" entspricht den Tatsachen und ist keinesfalls zu hart.

Auf dem geräumigen und geschmackvoll eingerichteten Theater im Ballhause spielten natürlich nur durchreisende Gesellschaften; unser Gewährsmann von 1802 erwähnt die große Theaterwut, die unter den jungen Leute herrsche, immer wieder Liebhabergesellschaften entstehen lasse und namentlich die Studenten zerstreue.

In der Umgebung der Stadt sind endlich als vielgenannte und beliebte Spaziergänge der Steiger, ein Wald auf einer Anhöhe mit

herrlicher Aussicht auf die Stadt, und der Dreybrunnen zu erwähnen. Der letztere, ein nach einer Quelle benanntes großes Gartenareal, lag zwischen dem Steiger und der Stadt im Tale längs der Gera. Mitten durch die Gärten, die von den kleinen Bächen des Dreybrunnens durchzogen wurden, führte ein anmutiger Weg, am Eingang und Ausgang bot sich eine malerisch schöne Aussicht auf die Stadt mit ihren Klöstern und Türmen dar.

Nur ein Semester hat Moritz in Erfurt sich aufgehalten. Anfang August kam er hin, spätestens Anfang Februar muß er die Stadt wieder verlassen haben. Spärlich nur fließen naturgemäß unsere Quellen. Das meiste noch bietet, wenngleich leicht verhüllt, aus eben gelegentlich eines Besuches aufgefrischter Erinnerung, der „Andreas Hartknopf" von 1785, in dem der Erzähler deutlich genug mit seinem Ich hervortritt. Wenn er auch nicht als einwandfreie primäre Quelle zu gelten hat, so darf er doch wenigstens da, wo seine Angaben durch äußeres objektives Material beglaubigt werden, herangezogen werden und uns zeigen, was Moritz in jener Erfurter Zeit interessiert zu haben scheint, nach Jahren ihm noch lebendig war oder von neuem wieder wachgerufen wurde.

An der großen und modernen, blühenden Göttinger Landesuniversität, die er bei normalem Verlauf der Dinge sicher bezogen hätte, hatte Moritz seine Theaterleidenschaft vorübergeführt, um ihn nun auf die kleine, stagnierende Stadtuniversität zu verschlagen. Und wenn er hier am Ende des Sommersemesters als studiosus theologiae eingeschrieben wurde, so will das weder über seine Absichten noch über sein wirkliches Studium viel besagen. Denn infolge des starken Rückgangs der artistisch-philosophischen Fakultät im 18. Jahrhundert, deren Funktionen vielfach auf die höhern Klassen der gelehrten Schulen übergegangen waren, blieb damals einem Studenten eigentlich nur die Wahl zwischen drei höheren Fakultäten, und wer nicht Jura oder Medizin studierte, oder aus pekuniären Gründen nicht studieren konnte, wurde eben als Theologe eingeschrieben. „Auch der Mathematiker betitelte sich Theologe[9])."

Von der Erfurter theologischen Fakultät gilt das in verschärftem Maße, was früher von der ganzen Universität zu sagen war[10]). Sie wurde repräsentiert durch Froriep, Schellenberger und Lossius; doch wirkten die beiden letzteren nur im Nebenberufe. Bei Schellenberger beanspruchte sein Amt als Pfarrer, bei Lossius

seine philosophische Lehrtätigkeit, deren empirisch-materialistische Richtung und Tendenz zu der Theologie höchstens negative Beziehungen hatte, die beste Kraft und Zeit. Ob Moritz bei ihnen überhaupt hörte und Anregungen von ihnen empfing, läßt sich nicht feststellen [11]).

Für den Erstgenannten dagegen, Just Friedrich Froriep, ist es uns durch den Lebenslauf von 1778 und durch den „Andreas Hartknopf" unzweifelhaft bezeugt. Froriep, ein geborener Lübecker (geb. 1745), war auf Wielands Betreiben als Nachfolger von Bahrdt aus einem Leipziger Extraordinariat berufen worden; als einen sehr eifrigen, streitlustigen und selbstbewußten Herrn hat er sich in Erfurt ebenso wie später in Bückeburg in mancherlei Fehden und Wechselfällen bewiesen. In jenem vorschlagenden Gesuch verkündet Wieland beredt sein Lob [12]). Aus sicherer, unmittelbarer Kenntnis fließt die viel nüchternere Schilderung eines Hörers der siebziger Jahre, der seinen lebhaften, anziehenden Vortrag anerkennt und seine glückliche Darstellungsgabe rühmt, aber den Mangel gründlicher Kenntnisse und den allzuengen Anschluß an selten gewordene alte Lehrbücher beklagt [13]). Schriftstellerisch war er recht betriebsam. Seine theologische Stellung und seine Absichten hat er selbst dahin bestimmt [14]), „dem Unglauben auf der einen Seite und auf der anderen dem Aberglauben entgegentreten zu wollen."

Es ist bezeichnend für Moritz, daß er von Frorieps Kollegien [15]) im Wintersemester 1776/77, die er doch wohl fast alle wenigstens teilweise gehört hat, als etwas besonderes nur jenes praktische Kolleg in der Erinnerung festgehalten und im „Hartknopf" erwähnt hat [16]), das Froriep im Sommer 1776 einrichtete und 1779 im Vorbericht der „Bibliothek der theologischen Litteratur [17])" ausführlich beschrieb. In den vier Stunden dieser Übungen behandelte er mit den Teilnehmern, deren Zahl möglichst auf zwölf beschränkt bleiben sollte, fast alle Gebiete der wissenschaftlichen und praktischen Theologie in seminaristischer Weise. Er examinierte die Mitglieder über das im Kolleg Vorgetragene, ließ sie disputieren, trieb Bibelexegese und lateinische Lektüre theologischer Schriftsteller mit ihnen, besprach ihre wissenschaftlichen Arbeiten, gab Anweisung zur Katechese und leitete die praktischen Übungen mit Schulkindern. Endlich nahm er sie einzeln bei seinen seelsorgerlichen Krankenbesuchen mit und ließ sie in der Kaufmannskirche, an der er seit 1772 Pfarrer war, „alle Mittwochen bei verschlossenen Thüren" sich im Predigen üben [18]).

Daß diese Predigtübungen das ganz besondere Interesse des jungen Studenten erregten, der eben erst seine theatralischen Wünsche und Hoffnungen begraben hatte, daß sie eifrig von ihm besucht wurden, ist nur zu natürlich. Kirche und Theater, als die beiden einzigen Gelegenheiten wirklich allgemeiner öffentlicher Betätigung des Bürgers, als die beiden Höhepunkte in dem eintönigen Alltagsleben der Zeit, als die beiden einzigen demokratischen Institutionen, standen in dem Leben und in den Köpfen der Menschen jener Tage bald freundlich, bald feindlich, theoretisch und praktisch in den allerengsten Wechselbeziehungen. Immer wieder sind die Konflikte, in die sie miteinander geraten konnten, die Verwandtschaft, in der sie standen, die Ergänzung und die Vorteile, die sie sich gegenseitig zu gewähren hatten, im wirklichen Leben erprobt und in eifriger Diskussion erörtert worden.

Neben Froriep erwähnt der Lebenslauf ausdrücklich noch den Regierungsrat und Professor Johann Erich Springer. Auch er war 1771 gleichzeitig mit jenem auf Wielands Vorschlag berufen worden [19]). Der Dichter schreibt von ihm:

> er verbände Stärke und Erfahrenheit in Jure Germanico tam publico quam privato mit einer Leichtigkeit und Lebhaftigkeit der Schreibart, die auch den trockensten Materien, ohne Schaden der Gründlichkeit, einen angenehmen Anstrich gibt. Wenn mich nicht alles betrügt, so ist dieser Hofrath Springer ein wirklich großes Genie, der bei einem philosophischen Geist und vieler Belesenheit eine gründliche juristische Gelehrsamkeit besitzt, und von welchem, wenn er auf unsern akademischen Schauplatz versetzt würde, große Dinge zu erwarten stünden.

In dem Wintersemester 1776/77, einem der letzten seiner Erfurter Tätigkeit, las Springer über deutsche Geographie mit statistischen und topographischen Bemerkungen und mit Erläuterungen durch Karten und Stiche. Auch dies Kolleg mag Moritz besucht haben.

Im übrigen entziehen sich seine Studien und Interessen unsrer Kenntnis. Er selbst will mehr gelesen als gehört und die Bibliothek eifrig benutzt haben [20]). In den noch vorhandenen Ausleihbüchern findet sich sein Name nicht. Allerdings war damals die Bibliothek in arger Verwahrlosung; die Studenten konnten sich den Schlüssel selbst holen und ohne Aufsicht sie benutzen [21]). So blieb es auch ihrem freien Belieben anheimgestellt, ob sie Bücher, die sie entliehen, einschrieben oder nicht. Versucht man, so gewagt das auch sein mag, aus den Eintragungen des in Frage kommenden Semesters sich über die

Interessen und den Studienkreis von Moritz' Kommilitonen ein Urteil zu bilden, so darf man sagen, daß die wenigen regelmäßigen Entleiher eine für den Kenner der Zeit begreifliche Neigung für die Wissenschaft vom Menschen zeigen, die etwa Biographie, Geschichte, Anthropologie, Erfahrungs-Seelenkunde und Moralphilosophie umfaßt. Ganz besonders begehrt aber ist Helyots „Ausführliche Geschichte aller geistlichen und weltlichen Kloster- und Ritterorden[22])". Und das scheint mir, da, soweit ich sehen kann, dies Gebiet in jenem Semester höchstens in den allgemeinen kirchengeschichtlichen Kollegien und auch dort wohl nur nebenher behandelt wurde, in den Monaten nach dem Erscheinen des „Siegwart" doch sehr bezeichnend zu sein.

Im Banne dieses Romans, im Banne weichlicher, tränenseliger Empfindelei stand auch Moritz in seiner Erfurter Zeit. Oft saß er oben am Steigerwald und las allein oder mit Freunden Klopstocks Messiade[23]). Etwa in der Gegend der heutigen Gartenstraße muß er damals gewohnt haben, und von dort bezeugt er uns selbst[24]):

> Oft wenn ich aus meinem Stubenfenster über die alte Stadtmauer nach dem Karthäuserkloster hinüberblickte, fühlte ich eine geheime Sehnsucht nach diesen stillen Hütten — die ihren sehr guten Grund in meinem damaligen Verhältnisse gegen die Welt, und gegen die Menschen hatte.

Bei Besuchen der Gottesdienste im Kloster fand nun jene weiche, am „Siegwart" genährte Sentimentalität reichliche Nahrung und gewann Form in einem damals entstandenen, 1780 veröffentlichten Gedicht[25]). Von dem Greis, der hier den Segen der Einsamkeit genießt, wendet es sich zu dem Mann und dem Jüngling, die aus Ekel vor dem bittern und schalen Leben an diesen stillen Ort sich zurückzogen, um rührselig abzuschließen mit der Schilderung des abgehärmten und bleichen Jünglings, der aus Zwang und Unbedacht in dem geheiligten Kerker schmachtet:

> Blühet, ihr Blumen, in seinem Garten,
> Und um sein Fenster erschalle, dein tröstendes Lied, Philomele!
> Bis der Alliebende einst, von des Lebens quälenden Banden
> Die leidende Seele befreiet, dann wirst du, voll zärtlicher Wehmuth,
> Noch oft in durchthaueten Nächten um seine Grabstätte klagen.

Aber nicht nur in der Zeit und in der Lektüre lagen für Moritz die Anlässe zu solch empfindsamem Schwelgen in Schmerz und Wehmut, es entsprach das auch besonders seiner weichen passiven Natur, seiner eigenen Lage und seiner damaligen Stimmung, von der er später in seinem Tagebuche rückschauend bekennt[26]):

In E.... würde ich gewiß ein Raub der Verzweiflung geworden seyn, wenn mich ein wohlthätiger Schlaf, obgleich auf einem Lager von Stroh, nicht vor ihrer Wuth geschützt hätte — und manchmal, wenn ich unnatürlich lange geschlafen hatte, mit welchen fröhlichen Aussichten konnte ich da erwachen! wie leicht schüttelte ich die Bürde meines entsetzlichen Zustandes ab, und bot allen meinen Widerwärtigkeiten muthig Trotz!

Zu solchen Stimmungen eigener Niedergeschlagenheit, zu weichlicher Empfindelei und tränenseligem Mitleid mochte der Verkehr mit einem verkannten und unterdrückten Arzte, dem Doktor Sauer, ganz besonders gut passen. In einer kleinen Gasse, in eines Schusters Hause soll dieser unbekannte Menschenfreund gewohnt haben, der die Zöllner und Sünder mit den vom eignen Gelde gekauften Arzneien heilte, als Korrektor sich seinen Unterhalt verdiente und seine Gedichte „einem elenden Geschmier von Wochenschrift" überlassen mußte, das ein Buchdrucker in Erfurt herausgab. Die ehrliche, freundschaftliche Entrüstung über dies zerstörte Schicksal spricht deutlich noch aus den entstellenden Kombinationen von Moritz' weitern Angaben[27]), daß er, um nicht zu verhungern, das elende Geschmiere eines marktschreierischen Arztes für ein Spottgeld ins Lateinische übersetzen mußte, daß jener dann Ruhm und Ehre mit dieser Schrift erworben habe und mit einem ansehnlichen Gehalt als Brunnenarzt irgendwohin befördert worden sei. Das kann sich nur auf den 1738 in Paris geborenen Matthäus Franz Aliz beziehen[28]), der 1769 als Demonstrator Chirurgiae et artis obstetriciae angestellt, 1769 zum Dr. Chirurgiae, 1774 zum Dr. Medicinae promoviert wurde[29]), sich um Geburtshilfe und Hebammenwesen in Erfurt große Verdienste erwarb und 1775 in die Stelle eines Oberaufsehers der Hebammenschule zu Fulda und Brunnenarztes zu Brückenau berufen wurde.

Wenige Jahre nach Moritz' Weggang starb Sauer, „da man seinen Sarg heraustrug, fragte nicht einmal ein Nachbar: wen begräbt man da? Und keine Thräne wurde ihm nachgeweint." Wenn vorhin jene enthusiastischen Äußerungen im „Hartknopf" durch die objektiven Tatsachen richtig zu stellen waren und Aliz Unrecht geschah, so behält hier Moritz recht. Wirklich scheint Sauer zu Besserm berufen gewesen und nach seinem Tode anerkannt worden zu sein. In der Einleitung zu den Acta Academiae Electoralis Moguntinae scientiarum utilium, quae Erfurti est ab ann. MDCCLXXVIII et MDCCLXXIX[30]) lesen wir unter dem 29. März

1780: „Planer exhibebat meteorologicam tabulam ex Dd. Saueri nuper defuncti septennalibus observationibus collectam[31])."

Noch einen andern Freund, einen Erfurter Kommilitonen, verrät uns Moritz gelegentlich dieser Äußerung über Sauer. Der „Ok..rd", den er dort zum Zeugen aufruft, ist der am 11. Oktober 1775 als Student der Philosophie eingeschriebene Johann Friedrich Ockord aus Erfurt.

Vom November 1776 bis Anfang Februar 1777 spielte in Erfurt auf dem Ballhause die im Juni 1776 in Naumburg begründete[32]) Speichsche Gesellschaft[33]), die im Laufe des Sommers in Sangerhausen, Querfurt und Eisleben aufgetreten war und von Mühlhausen kam. Ihr Repertoire bildeten „Stücke von Stephanie dem ältern, dem jüngeren, Weiße, Gellert, Lessing und andern." Der beste und fähigste von den sechzehn Akteurs und Aktrizen, der Schauspieler Johann David Beil, wurde auf Dalbergs Empfehlung von Erfurt aus ans Gothaer Hoftheater engagiert[34]), wo er am 3. Februar 1777 zum erstenmal auftrat. Bald darauf scheiterte der Direktor[35]), der von Anfang an schlechte Geschäfte gemacht hatte[36]). In den folgenden Jahren finden wir ihn und seine Frau wieder im Solde fremder Truppen[37]).

Spätestens Anfang Februar muß Moritz ebenfalls Erfurt verlassen haben. Es liegt nahe, wieder ursächliche Beziehungen anzunehmen und zu vermuten, daß unter den neuen Eindrücken die alte Leidenschaft wieder erwacht sei und er hier mit seinen Wünschen bei dem wenig wählerischen Direktor mehr Glück gehabt habe. Dann müßte er auch in die Strudel des Zusammenbruchs hineingerissen worden sein. Mit unserm Material lassen sich indessen solche Vermutungen nicht über den Rang einer brauchbaren Hypothese erheben.

Wie die Beweggründe, aus denen Moritz Erfurt verließ, die neuen Ziele, denen er nachstrebte, so hüllt sich auch der Weg für uns ins Dunkel, den er nahm. Über Leipzig allerdings scheint er ihn geführt zu haben, denn 1782 weiß Moritz in London den Eindruck, den die Stadt auf ihn macht, nur mit dem zu vergleichen, den er „ohngefähr fünf Jahre vorher", also doch 1777, beim ersten Eintritt in Leipzig hatte[38]). „Die hohen Häuser, wodurch die Straßen verdunkelt werden, die große Anzahl der Kaufmannsgewölber und die Menge von Menschen" bilden die Vergleichspunkte.

Über Gnadau kam Moritz dann nach Barby, dem Sitz der

Unitäts-Ältesten-Konferenz der Brüdergemeinde. Aus ihren Verhandlungen vom 11. und 14. Februar[39]) und aus einer bereits von Altenberger[40]) mitgeteilten Eintragung in das Diarium fällt nun wieder Licht in das Dunkel seiner Irrfahrten. An einem der Tage vor dem 11. Februar war Moritz „in dürftigen Umständen" und mit der angelegentlichen Bitte zur Gemeinde gekommen, ihn auf- und anzunehmen. Als Grund seiner Reise hatte er das Verlangen bezeichnet, seine Seele zu retten und trotz der Vorsicht der Brüder Glauben gefunden: „es scheinet ihm wahrhaftig darum zu thun zu sein". Zumal er auch die Gegenvorstellungen, daß er besser seine Studien in Erfurt absolviert und mit den Neudietendorfern Bekanntschaft gesucht hätte, durch die Versicherung zu entkräften wußte, daß er in Erfurt von jener nahen Gemeinde keine Ahnung gehabt, dagegen schon in Hannover von Gnadau gehört habe. So beschloß die Ältesten-Konferenz am 11. Februar, ihm wenigstens einen Aufenthalt von einiger Zeit in Barby zu verstatten und wegen seiner Dürftigkeit Wohnung und Unterhalt im Gemeinlogis zu besorgen. Im übrigen war man sich allerdings nicht zweifelhaft, daß man „alsdann ihm rathen müßte, zu Vollendung seiner Studien nach Erfurt zurückzugehen, damit er bey dieser Gelegenheit von der Gemeine, die ihm noch ziemlich unbekannt zu seyn scheinet, eine bessere Kenntnis und einen Eindruck bekomme und man auch ihn näher kennen lerne."

Für Moritz war das ein unangenehmer Bescheid. Triftige Bedenken mußten doch gegen die Rückkehr sprechen, wenn er nun die kluge Zurückhaltung, in der er bisher nichts weiteres von sich entdeckt hatte, „als wozu ihm durch Fragen Gelegenheit gegeben worden", sehr bald nach diesem Bescheid aufgab und an die Ältesten-Konferenz am 12. oder 13. Februar ein dringendes lateinisches Bittschreiben einreichte. Es enthielt die „herzliche Ansuchung", sich seiner nach Möglichkeit anzunehmen und ihm die Erlaubnis zum Bleiben zu geben, da es ihm schwer falle, nach Erfurt zurückzukehren, wo er mancherlei Verführungen ausgesetzt sei. So möge man ihm behilflich sein, daß er mit Handarbeiten und Unterricht sich durchschlagen und nebenher noch studieren könne. Natürlich war dies Verhalten nicht geeignet, die vorsichtigen Bedenken hinsichtlich der „geringen Kenntnis seiner Umstände" und der Wahrheit seiner Angaben, daß ihn bloß die Unruhe und Verlegenheit seines Herzens zu der Reise veranlaßt habe, jetzt zu zerstreuen. So

sollte es bei der Bedenkzeit bleiben, die dazu zu dienen hätte, „ihm gelegentlich eine mehrere Idee von der Gemeinde zu machen". Und wieder schließt das Protokoll: „Nach allen Umständen wird wohl vorjetzt das Beste für ihn seyn, daß er seine Studia in Erfurt absolvirt, und weil er sehr arm ist, so wird ihm zu seiner Rückreise ein Douceur gereicht werden." Diese Entscheidung mochte Moritz weitere Versuche oder baldigen Erfolg als ausgeschlossen erscheinen lassen. So verließ er Barby schon drei Tage darauf am 17. Februar, um, wie das Diarium berichtet, mit dem wohlgemeinten Rat der Brüder: „seine Studia dortselbst zu absolvieren und inzwischen die Gemeine zu Neudietendorf zu besuchen", nach Erfurt zurückzukehren. Daß er ihn nicht befolgte, nach Erfurt nicht wieder wollte und konnte, liegt nach dem Vorstehenden klar auf der Hand. Zehn Tage später, am 27. Februar, wurde er in dem nahen Wittenberg immatrikuliert.

So war für Moritz das Endergebnis dieser Wanderungen und Irrfahrten nur ein unbeabsichtigter Wechsel der Universität, der eine entscheidende und einschneidende Veränderung in seinem Leben und seiner Bildung kaum mit sich brachte.

Gegen das heitere, blühende Erfurt war Wittenberg als Stadt[41]) ein schlechter Tausch. Lang an der Elbe sich hinziehend, machte es aus der Ferne mit den beiden ehrwürdigen Türmen, dem der alten Stadtkirche und dem neugebauten Schloßturm mit seinen zierlichen Abstufungen und Geländern und seiner leuchtend roten Kuppel, allenfalls „einen ganz ansehnlichen Prospekt". Kam man aber in die Stadt hinein, so änderte sich das Bild. Da lag beinahe der vierte Teil der Häuser, die im siebenjährigen Kriege (1760) eingeäschert waren, noch gerade so da, wie unmittelbar nach der Belagerung. Nicht einmal den Schutt hatte man weggeräumt oder die Mauern, die vielfach einzustürzen drohten, abgetragen. In seltsamem Gegensatz zu der wiederaufgebauten Schloßkirche lag das zerstörte Schloß mit seinem alten zerfallenen Turm als öde Ruine da.

Die Breitenausdehnung der Stadt war sehr gering. Wittenberg bestand eigentlich nur aus zwei oder drei Hauptstraßen, „die sich in der Länge nebeneinander hin erstreckten". „Die eine von diesen, welche die Kollegiengasse heißt, nimmt sich sowie der Marktplatz mit dem Rathause recht gut aus, obgleich alles dennoch ein kleinstädtisches Ansehen hat, wozu insbesondere bei den Brauhäusern die langen Stangen mit den ausgehängten Kränzen beitragen." „Ein

altes neuübertünchtes Gemäuer", so faßt Moritz selber 1785 den Gesamteindruck zusammen.

Und wie die Erfurter, so war auch die Wittenberger Universität nur noch ein Schatten ihrer einstigen Größe. Alten Traditionen treu, blieb sie trotz der Nähe von Halle bis tief ins 18. Jahrhundert hinein eine Hochburg der Orthodoxie. Nur in Männern wie Schroeckh, Ebert und Titius lebte der neue Geist des Rationalismus und der Aufklärung, wenn auch wohl Nicolai[42]) seit ihrer Berufung allzu optimistisch eine hoffnungsvolle Wendung datiert:

> Seit dieser Zeit haben verschiedene schon dort vorhandene wackere Männer ihre Gedanken freyer geäußert, als vorher; und da seitdem verschiedene Gelehrte von ausgebreiteten Kenntnissen und moderater Denkungsart dahin berufen worden sind, so hat alles eine andere Gestalt gewonnen.

In erster Linie hält er sich hierbei doch an die literarische und wissenschaftliche Betätigung dieser gewiß achtbaren und verdienten Gelehrten. Indessen darf man weder nach ihr noch nach den Vorlesungsverzeichnissen die Lehrtätigkeit beurteilen. Denn wie uns die Erinnerungen eines Wittenberger Studenten und Dozenten der siebziger Jahre aufs klarste beweisen[43]), blieb das Meiste und Beste, was sie zu geben hatten, auf dem Papier. Sehr viele der angekündigten Kollegien kamen überhaupt nicht zustande oder schliefen bald wieder ein. In der boshaften Bemerkung des „literarischen Reisenden": „Wittenberg ist das Vaterland der Dissertationen und Programmen. Auf keiner Universität müssen so viel geschrieben seyn, und noch geschrieben werden[44])," steckt ein gut Teil Wahrheit. Man hatte Zeit und schrieb. Und auch die hier bevorzugte Richtung des Unterrichts war dem günstig. Moritz selbst berichtet:

> Auch werden eine große Menge Disputationsuebungen angestellt, sowie denn überhaupt wohl nirgends mehr öffentlich disputiert wird, als in Wittenberg, womit denn freylich sehr viele Zeit verschwendet und die Nebensache zur Hauptsache gemacht wird.

Wittenberg war so recht eine universitas pauperum. Von den etwa 100 Studenten konnte nur eine kleine Anzahl „einigen Aufwand" sich gestatten, „die sich denn auch zusammenhalten und gleichsam ein eigenes Korps für sich ausmachen." Aber auch für sie wurde ein Jahreswechsel von 200 Rtlr. als der „Wittenberger Siedepunkt" angenommen[45]). Daß das in der Tat für Wittenberg viel war, zeigen die kulturhistorisch sehr interessanten „Ohngefähren Berech-

nungen des jährlichen Aufwandes, den ein hier Studirender bürgerlichen Standes mit der möglichsten Ersparniß machen kann[46])". Abgesehen von Neuanschaffungen setzen sie für die im Konvikt essenden 62 Taler, für die in der Garküche essenden 111 Taler an. Eine eingehende und wertvolle Schilderung hat uns Moritz selbst in seinen „Denkwürdigkeiten" aus eigener Erfahrung und Erinnerung gegeben:

> Aus der Kleidung und dem Äußern der meisten Studenten, die einem begegnen, sieht man leicht, daß sehr viele Arme hier studieren, welches sich auch leicht erklären läßt, weil Wittenberg wirklich eine der wohlfeilsten Universitäten ist, wo ein Student auf den höchsten Fall der Noth mit 30 Thaler jährlich auskommen kann, wenn er einen Platz im Konviktorium und freie Wohnung hat, welches beides hier sehr leicht zu bekommen ist. Für den Mittag- und Abendtisch im Konviktorium wird monathlich nicht mehr, als einen Thaler bezahlt. Und zwei Kollegia, das Augustäum und Friderizianum enthalten eine große Anzahl freier Wohnungen für arme Studenten, die hier eine Stube und Kammer, einen Tisch nebst einem hölzernem Schemel, und eine Bettstelle mit Stroh finden. Wer so dürftig ist, daß er nicht einmal monatlich einen Thaler aufbringen kann, der kann im Konviktorium eine Famulantenstelle erhalten, deren Geschäft es ist, den übrigen die Speisen aufzutragen, und welche dafür den Tisch selbst ganz frei haben. Im höchsten Nothfall ist also in Wittenberg ein Student, der auch ganz ohne Geld ist, vor dem Verhungern gesichert. Indes haben die meisten Dürftigen wenigstens das churfürstliche Stipendium, welches jährlich dreißig Thaler sind, wofür aber diejenigen, die es erhalten, sie mögen nun bloße Studenten, oder schon Magister seyn, sich alle Monathe öffentlich müssen examiniren lassen. Auch werden eine große Menge Disputirübungen angestellt, welche denen, die gewisse Benefizien genießen, zur Pflicht gemacht sind.

Daß diese Armut und Dürftigkeit gleichwohl den Fleiß und den Eifer nicht förderten, ist schon aus dem vorher über die Kollegien Gesagten zu entnehmen. Auch die Studenten in Wittenberg wahrten die Tradition. Noch trugen nach Moritz' Angaben die meisten von ihnen, besonders die Theologen, die bereits altmodische Perücke. Viele brachten von den Fürstenschulen außer guten Sprachkenntnissen auch ein gewisses steifes, pedantisches Wesen und die Neigung zum ungezügelten Austoben, zur Freiheit und Ausgelassenheit mit. Und dafür war Wittenberg das rechte Feld. Wenn Adam Bernd von den Studenten der dreißiger Jahre derb sagt: „Sie lagen im Luder," so war eben das, voran das Kneipen und Kommersieren, auch noch in den siebziger Jahren ihre liebste Beschäftigung. Wieder dürfen wir Moritz selber reden lassen, der zu dem Tagebuch eines Freundes aus eigener Erfahrung und treuer Erinnerung bemerkt[47]):

Die viehische Betäubung, wovon er in seinen Aufsätzen mehrmals spricht, fand besonders bei den Trinkgelagen statt, die in Wittenberg unter den Studenten noch mehr, als sonst irgendwo, üblich sind. Sie sitzen an langen Tischen, berauschen sich in Bier und Taback, und singen dabei die hergebrachten Studentenlieder, welche zum Theil höchst ausschweifend und schmutzig sind. Einer unter ihnen ist der Vorsitzer dieser Gesellschaft. Er hält einen entblößten Degen in der Hand, womit er auf den Tisch schlägt, um Ordnung zu gebieten, kurz, es wird hier nach Regeln getobt, und es ist einige Methode in dieser Tollheit. Auf diesem entblößten Degen werden nachher zum Zeichen der Ehrfurcht gegen den Landesherrn die Hüte gespießt, welche alsdann unter vollem Gesange regelmäßig wieder abgenommen, und einem jeden der seinige auf den Kopf gesezt wird. Wer bei einem solchen Trinkgelage wider die Regeln des Trinkens anstößt, der muß dafür zur Strafe wieder trinken, und trinken und berauscht seyn ist der lezte Zweck, worauf sich alles bei diesen wilden Bachanalien hinbezieht. — Diese Trinkgelage dauerten bis nach Mitternacht: dann wurde bis tief in den Tag hinein geschlafen, und der Gedanke des Erwachens war stets bittere Reue über das Vergangene, deren Stachel durch nichts anders, als andre Betäubungen abgestumpft werden konnte, die man denn ängstlich suchte, um wo möglich, sich selbst zu entfliehen.

Zu diesen allgemeinen Nachrichten über Wittenberg und Wittenberger Leben und Treiben, deren beste und willkommenste ja von Moritz selber stammen und in ihrer lebendigen Wärme und Anschaulichkeit deutlich genug seine Erlebnisse und Erfahrungen verraten, treten nun leider bloß ein paar karge und ganz vereinzelte Notizen über ihn und seine beiden Wittenberger Semester.

Als seine Gönner nennt der Lebenslauf den berühmten Historiker Schroeckh, Ebert, der die Professur für reine Mathematik bekleidete, und Titius, der den Lehrstuhl für Physik innehatte. Bei ihnen mag er das eine oder andere Kolleg gehört haben. Dazu muß er auch hier sich mit der Theologie beschäftigt haben, wenigstens steht sein Name im Wintersemester 1777/78 unter den „Mitgliedern des Freytagspredigercollegiums bey hiesiger Schloß- und Universitätskirche[48])." Auf dem Fridericianum fand er Wohnung und Unterkunft, durch Unterrichten im Englischen suchte er sich sein Brot zu verdienen, schon das Vorlesungsverzeichnis des Sommers 1777 enthält zum Schluß die Ankündigung: „Auch giebt Hr. Moritz im Englischen Unterricht, und in Lesung der besten englischen Schriftsteller[49])." Daneben verschaffte ihm Titius Übersetzungen aus dem Englischen, und ähnlich förderte ihn auch Ebert, für den er z. B. einen Teil von J. F. Martinets „Katechismus der Natur" aus dem Holländischen übersetzte[50]).

Auch die Beziehungen zur Brüdergemeinde brach Moritz, wenngleich er ihren Rat nicht befolgt hatte, doch nicht ganz ab. In einem sehr religiös gehaltenen Briefe berichtete er im Mai, wahrscheinlich dem Dozenten des Barbyer Seminars Joh. Jak. Bossart, von seinem Ergehen und bat um die Erlaubnis, zu Pfingsten die Gemeinde auf ein paar Tage besuchen zu dürfen. Doch ist daraus wohl nichts geworden. Das Diarium der Gemeinde wenigstens erwähnt keinen solchen Besuch. Und wenn Moritz in jenem Brief von sich selbst berichtet: „Uebrigens lebe ich in der Stille vor mich weg, und bitte Gott, daß er mich immer mehr den erkennen und lieben lerne, dem wir unsere ganze ewige Glückseeligkeit zu verdanken haben," so ist das sicher nur eine auf den Adressaten und den Pfingstbesuch berechnete Phrase. Aus jener oben ausführlich angeführten Schilderung hören wir auch ohne Klischnigs Bestätigung unschwer heraus, daß auch er von den Wogen des wilden Wittenberger Studentenlebens sich treiben ließ, kneipte und jubelte, die Nächte vertrank, die Tage verschlief und, um die Reue los zu werden, immer neue Betäubungen suchte. Dennoch mußten als ein ganz natürlicher Rückschlag ab und an jene Zeiten der Verzweiflung und Niedergeschlagenheit kommen, in denen er dann in dumpfer Untätigkeit tagelang brütend auf dem Bett lag oder schlief, jene Zeiten scheuer und eigensinniger Zurückgezogenheit, in denen er sich an irgendeinem schwer zugänglichen Ort mit seinen Büchern und lieber noch mit seinen Phantasien und Gedanken einspann. Zwischen solchen Extremen pendelte er hin und her, die Mitte und die Brücke zwischen ihnen bildeten nach wie vor empfindsame Schwärmereien im Werther- und Siegwartstil der Zeit, von denen die Aufzeichnungen seiner beiden nähern Studienfreunde, die er in den „Denkwürdigkeiten" mitteilt, Zeugnis ablegen. Wie sie wird auch er im großen ganzen empfunden und gelebt haben, und mehr sein Glück als sein Charakter bewahrte ihn davor, gleich jenen zu versinken.

Stark zwei Semester hielt er es in Wittenberg aus, dann wandte er sich im Frühjahr 1778 trotz aller Gegenvorstellungen, von den Schilderungen eines am Philanthropin angestellten ehemaligen Wittenberger Studiengenossen begeistert, nach Dessau zu Basedow. Eine auch nur vorübergehende Anstellung hat er dort wohl kaum gefunden, aber in einer Krankheit, in die er unzeitig genug fiel, Wolkes gütige Fürsorge erfahren. Sicher darf man bereits hier

im mündlichen Gedankenaustausch mit ihm und Basedow die ersten entscheidenden Anregungen und Einflüsse von philanthropischer Pädagogik suchen, die bei seinen damaligen Überzeugungen in seiner Seele gezündet haben müssen, und die, unter günstigen Umständen erweitert und vertieft, bald darauf in seiner pädagogischen Schriftstellerei Frucht trugen.

Wieder also hieß es weiter wandern. Diesmal wandte Moritz sich nordwärts, um in Potsdam vergeblich für den ausbrechenden Krieg eine Feldpredigerstelle nachzusuchen[51]). Statt dessen fand er wenigstens einen Unterschlupf als Informator am großen Potsdamer Waisenhaus, wo er am 23. Juli 1778 sein Amt antrat[52]). Knapp drei Monate bis zum 9. Oktober hat er es nur innegehabt und etwa in dieser Zeit jene schweren Krisen durchlebt, wo er auf den Feldern umherirrte, von Wurzeln lebte und Stellen aus dem „Lear" und andern Trauerspielen tragierte. Wenn wir einer Schilderung des Waisenhauses für das Jahr 1777 Glauben schenken dürfen, so begreifen wir, weshalb seines Bleibens dort nicht sein konnte. August Friedrich Wilhelm Crome erzählt in seiner Selbstbiographie[53]):

> Unter anderen öffentlichen Gebäuden sah ich auch das große Militär-Waisenhaus in Potsdam, welches mit wahrhaft königlicher Pracht von Friedrich II. erbaut war. Im Innern war es indeß so ungemein schmutzig, und die Unreinlichkeit seiner 6000 Zöglinge beiderlei Geschlechts war so abscheulich, daß es ein wahrer Greuel war. Die schönen breiten Treppen waren so ganz mit Schmutz bedeckt, daß man die Abstufungen nicht mehr erkannte, wie dieß in den großen Städten von Italien der Fall ist. Da es gerade im Jänner war, so fand man alles fest gefroren; so daß man sich an dem schönen eisernen Geländer hinauf ziehen und an demselben wieder herunter lassen mußte. In den Gemächern und Gängen herrschte ein häßlicher Geruch. Die Knaben und Mädchen erregten durch ihre bleichen Gesichter und schmutzigen Kleider einen widrigen Anblick und verbreiteten durch ihre ausgeschlagenen Köpfe eine unleidliche Ausdünstung. Die moralische Verdorbenheit der Waisenkinder war der physischen gleich. Knaben und Mädchen aus diesem Waisenhause galten damals für nichtsnutzige Geschöpfe, welche von Jedermann geflohen wurden. Auch waren die wöchentlichen Arbeiten der Waisenmädchen zum Theil an Juden verpachtet, für welche sie Spitzen klöppeln mußten. Diese hatten denn das Recht, sie täglich zu besuchen und unbarmherzig in die Ohren zu kneipen, wenn sie nicht fleißig genug gearbeitet hatten. Und dieß Alles geschah 1777 unter den Augen des Königs Friedrich II. in Potsdam.

Diesmal war Moritz bei seinen Bemühungen das Glück günstiger. Mit Empfehlungen an den Probst Teller wandte er sich nach Berlin, wo ihm auch das lobende Potsdamer Abschiedszeugnis[54]) von

Nutzen sein mußte. Nach der üblichen Probelektion wurde am 10. November seine Ernennung zum zweiten Lehrer an der unteren Schule des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster, das unter Büschings Leitung stand, vom Magistrat beschlossen, am 23. November die Bestallung, am 2. Dezember die feierliche Einführung vollzogen[55]).

Im raschen Wechsel der Umstände und Absichten sind so die zwei Wanderjahre in einem seltsamen Auf und Ab von Not und Hilfe äußerlich dahingegangen und innerlich an Sorgen und Unruhen reich gewesen. Viel Gewinn können sie weder dem Studenten noch dem Menschen eingebracht haben. Denn so gewagt auch bei dem dürftigen Material alle Schlüsse sein mögen, nicht innere Absichten, verstandesmäßige Überlegung oder zielbewußte Aktivität schreiben diesen Fahrten ihren Kurs vor, sondern ein in Liebe und Haß leicht zu entflammendes sensibles Gefühlsleben wird von äußeren Anregungen und Reizen heftig ergriffen und antwortet auf sie, wo der Druck der Lage Entschlüsse und Taten fordert, ohne viel Besinnen im Augenblicksimpuls des Gefühls. Überraschend extrem und von außen bedingt erscheint uns meist dies Planen und Handeln; stets ist nur ein Schritt zum freudigsten Mut wie zur bittersten Verzweiflung, jäh und unmittelbar schlägt oft das eine in das andere um. Ohne Ziel nicht bloß, auch ohne Steuer zumeist laviert das leichte Schifflein; Wind und Wellen treiben ihr Spiel mit ihm.

# Anmerkungen.

## Erstes Kapitel.

[1]) Verzeichnis der Verstorbenen der evang.-luth. Parochie Holtorf, Kreis Nienburg. 1788. No. 12.: Johann Gottlieb Moritz, Licentschreiber. P. Albrecht Moritz, preußischer Soldat in Halle. M. Anne Rosine Rassen. Conc. 1) + N. N. 2) + Dorothee Henriette König, gest. den 5t. May am faulen Gallenfieber, begr. d. 7t. eiusdem. Alt 64 Jahr (viduus). [2]) Der Lebensabriß des Vaters steht im Mag. VIII, (1791) Stück 1, S. 114ff. Stück 2, S. 72ff. Sehr wertvoll ist neben den objektiven Angaben, die von Moritz oder einem seiner Brüder herrühren mögen, die Selbstschilderung des alten Moritz, Stück 2, S. 80—82. Daß es sich wirklich um den Vater handelt, beweisen schon die Zahlenangaben des Titels: „Beispiel eines Mannes, welcher von seinem dreißigsten bis vier und funfzigsten Jahre ein recht eifriger Mystiker gewesen, nachher aber nach und nach davon losgekommen, und von seinem sechszigsten bis vier und sechszigsten Jahre ganz von Vorurtheilen frei, noch glücklich gelebt hat." Wenn wir diese Angaben mit den Nachrichten des Sterberegisters vergleichen, so würden wir für die Abkehr von der Mystik auf 1778, für die erste Bekehrung zu ihr auf 1754 kommen. Am 23. Oktober 1753 war die erste Frau, Johanna Juliane Pottron gestorben. So stimmt es ausgezeichnet, wenn er selber in jener biographischen Selbstschilderung berichtet, daß mitten in eine Periode beginnender Religiosität, die er „ohngefähr ins dreißigste Jahr" (also rund 1754) setzt, entscheidend der Tod seiner Frau gefallen, daß er nach ihm mit dem Herrn v. F. bekannt geworden sei. Ebenso sagt letzterer ausdrücklich (Mag. VII, 3, 56/57): „wie auch durch die Entrückung Ihrer l.[ieben] Fr.[au] die Gott als ein Mittel darzu brauchte, Ihnen die Augen sind geöfnet worden." Auch alles andere stimmt. Der Geschilderte ist von Beruf Musiker, vertauscht später diesen Beruf gegen einen anderen, verheiratet sich zweimal, hat in seinen beiden letzten Jahren noch seine zwei jüngsten Söhne zu Hause, einer seiner Söhne heißt C... und von diesem schreibt ein Bekannter: „Ihr C.... wird wohl schwerlich in der guten Gesinnung gegen der Madam Guion Schriften (dies waren die erwähnten mystischen Schriften) bleiben, denn man findet jetzt fast gar keine, so etwas davon halten, auch die besten nicht, wenn die Jahre zunehmen, so verändert sich alles." Zu diesen biographischen Schilderungen kommen als objektivere Quellen ferner die von Moritz gleichfalls im Magazin VII, 3, 53ff. und VIII, 1, 71, 76, 78. veröffentlichten mystischen Briefe des Herrn v. F. Ohne Zweifel ist der jüngere

Herr von Fleischbein, ein Anhänger C. H. v. Marsay's und der französischen quietistischen Mystik (vgl. Goebel: Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen evangelischen Kirche. Coblenz 1860. III, 223 ff.) der Schreiber, Moritz' Vater der Adressat. Das erstere geht daraus hervor, daß der Herr v. F. unter den Anhängern seiner Sache (VII, 3, 55.) den Herrn Weck aus Rheimbergen nennt, der identisch sein muß mit dem von Goebel III, 194 genannten Tersteegianer W. Weck, in dessen Abschrift die auf Fleischbeins Bitte verfaßte, über ihn wichtige Aufschlüsse enthaltende Autobiographie Marsay's in dem Provinzialkirchenarchiv zu Coblenz erhalten ist. Das letztere geht einmal aus der Bemerkung Moritzens, des Herausgebers, hervor: „Ich besitze die Originale von diesen merkwürdigen Briefen eines sehr merkwürdigen Mannes, und theile sie hier mit, weil sie mit dem Leben und dem Charakter dieses Mannes, von dem ich noch öfter reden werde, zusammen genommen, für den Psychologen in mehr als einer Rücksicht interessant sind." 1788 war Moritz' Vater gestorben. 1789 kam er selbst wieder nach Berlin und nahm nun seine beiden Brüder zu sich, für einen von ihnen hatte er schon vorher aus der Ferne Campes Hilfe nachgesucht. Durch sie erhielt er also die sorgfältig verwahrte Korrespondenz des Vaters. Sodann beweisen es aber auch die Briefe selber, der Adressat ist im Feldzug (58/59, 65), hat Frau und Kinder (60) und ist in Hameln ansässig (60). [3]) Mag. VIII (1791), Stück 2, S. 80. [4]) Über Madm. Guion in Deutschland vergl.: F. J. Schneider, Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts. Prag 1909. S. 23. [5]) Frdl. Mitteilung von Herrn Pfarrer Heider, Netphen. [6]) Nach der Selbstbiographie von Charles Hector v. Marsay. Handschriftlich auf dem Provinzial-Kirchenarchiv in Coblenz, ein ungenauer Abdruck mit Abkürzung der Namen in De Valenti: System der höheren Heilkunde. Theoret. Teil II. Elberfeld 1827. S. 153 ff. Am besten verwertet von Goebel a. a. O. III, 193 ff. [7]) Joh. Chr. Edelmanns Selbstbiographie. Geschrieben 1752. Herausgegeb. von Dr. C. R. W. Klose. Berlin 1849. S. 233. [8]) Mag. VII, 3, 59. „Die Freunde auf dem Salzwerk, die von Hehlen und Hr. Weyl, lassen Sie hinwieder herzlich grüßen", 61. „Ich hoffe, daß der Hr. General von Pr. da er einen Paß hat, daß er hier den Brunnen getrunken . . ." [9]) Mag. VII (1789), Stück 3, S. 53—74. Mystische Briefe des Herrn von F.... Mag. VIII (1791), Stück 1, S. 71. Waffen der Mystik gegen die Versuchungen zur Wollust. Auszug aus einem Briefe des Hr. v. F... S. 76. Starker Glaube an die Kraft des Gebets. Aus einem Briefe des Herrn von F. S. 78. Rath der Mystik wider die Schwärmereien der Einbildungskraft. [10]) Verzeichnis der Verstorbenen der evang.-luth. Parochie Holtorf, Kreis Nienburg. 1783, No. 30.: Dorothee Henriette Moritzen ist, da sie 28 Jahre mit Joh. Gottlieb Moritz, Licent-Schreiber in E. (Erichshagen) in der Ehe gelebt und 3 Söhne erzeuget, (von welchen der älteste Professor zu Halle am grauen Kloster ist) gest. d. 19 t. 7 br. und begr. den 22. alt: 62 Jahre, 6 M. [11]) Vgl. G. Weisstein: Carl Philipp Moritz. Beiträge zu seiner Lebensgeschichte. B. 99. Hier ist zum ersten Mal das richtige Geburtsjahr Moritzens festgestellt, das ebenso wie einige andere Resultate Weissteins Dr. H. Henning (Universalbibliothek 4813—4816) ohne jede Erwähnung Weissteins einfach übernimmt. [12]) Mag. VII, 3, 60. [13]) In Fischbeck, das ja am nächsten liegt, sind Nachforschungen vergeblich gewesen. [14]) Vgl.

Ulrich: Carl Philipp Moritz in Hannover. Hann. 1898. S. 5. Dieser gründlichen und an Entdeckungen reichen Vorarbeit, der persönlichen Liebenswürdigkeit des Herrn Direktor Ulrich, der mich in Hannover führte und mir fördernde Ratschläge gab, danke ich es, wenn ich dort neues Material ausfindig machte und so in manchem über ihn hinausführen kann. [15]) Mag. VIII, 1, 114. [16]) Chr. Fr. Rinck: Studienreise 1783—84. ed. M. Geyer. Altenburg 1897. S. 170. [17]) Carl Philipp soll hart gehalten worden und endlich durchgegangen sein, als er Semmeln holen geschickt wurde, jedoch ehrlich erst noch das Geld zum Bäcker getragen und diesem gesagt haben, daß jemand die Ware abholen werde. [18]) Progr. des grauen Klosters, 2. Dez. 1778, S. 15. [19]) K. Ph. Moritz: Kleine Schriften, die deutsche Sprache betr. Berlin 1781. Seiner Herzoglichen Durchlaucht dem Prinzen Carl von Meklenburg-Strelitz. Durchlauchtigster Prinz, Gnädigster Fürst und Herr, Vom innigstem Gefühl der Dankbarkeit durchdrungen, so oft ich mich an meinen Aufenthalt in Hannover, und an die Zeit zurückerinnre, wo mir Ew. Herzogl. Durchlaucht zu meinem Studieren die huldreichste Unterstützung gewährten, habe ich schon lange gewünscht, meinen Dank öffentlich an den Tag zu legen. Diese Gnade, wodurch Ew. Herzogl. Durchlaucht mir zuerst den Weg zu den Wissenschaften gebahnt haben, wird mir ewig unvergeßlich seyn. [20]) Brandes in: Schlözers Staatsanzeigen VIII, 259 ff.

## Zweites Kapitel.

### 1.

[1]) Die folgende Schilderung von H. benützt gedruckte Quellen, Zeitschriften und Zeitungen der Jahre 1771—1776 und stützt sich vor allem auf den wertvollen Aufsatz von G. Chr. Brandes: Über die gesellschaftlichen Vergnügungen in den vornehmsten Städten des Churfürstentums. Annalen der Braunschweig. Lüneb. Churlande. III, 761 ff.; IV, 56 ff. [2]) a. a. O. III, 763/64. [3]) Vgl. F. J. Schneider a. a. O. 37 ff. [4]) „Die hohe Generalität und die übrigen Standespersonen werden das Vauxhall mit ihrer Gegenwart ohne Seitengewehr beehren. Man gibt auch anheim ob nicht die Einrichtung eine allgemeine Nachfolge verdiene? und ob es dem Garten nicht zuträglich sey, über all keine Hunde mitzubringen? Das Hutabziehen unterbleibt und Livreebedienten werden nicht eingelassen." [5]) Bezeichnend genug sagt Brandes: „Für die Conversation sind die Concerte angenehmer wie die übrigen Gesellschaften. Die Musik giebt den Nerven vieler Menschen eine wohlthätige Stimmung. Sie dient der Conversation zur Pause, auch herrscht in den Concerten, durch die erwehnte Stimmung, durch die Freyheit zu reden oder der Musik zuzuhören, ungleich weniger Steifheit, mehr ungezwungenes, wie in den Spielgesellschaften." [6]) Vgl. J. K. F. Schlegel: Neuere Kirchengeschichte der Hannov. Staaten. Hannover 1832. S. 460 ff. [7]) Briefe, auf einer Reise aus Lothringen nach Niedersachsen geschrieben; herausgegeben von Adolph Freyherrn von Knigge. Hannover 1793. S. 120. [8]) Das Folgende nach den Schulakten des Stadtarchivs zu Hannover, die mir Herr Archivar Dr. Jürgens freundlichst zur Verfügung stellte. [9]) Einzelheiten bei Ulrich a. a. O. S. 13. [10]) Ulrich, 13/15. [11]) Rathäuslicher Schematismus der Residenzstadt Hannover, privatim zusammengetragen den 7. Jan. 1771. Hannover zum Vortheil des Waisenhauses: „Die Lehrer der

ersten drey Classen werden vom Magistrat mit Zuziehung des geistlichen Stadt-Ministerii, die letztere beyde von den Herrn Predigern und Diaconis an der Marktkirche gewählt und vom Rathe confirmiert." [12]) Eine Anzahl solcher Pensenverzeichnisse findet sich in den Akten des geistlichen Ministeriums zu Hannover, die mir Herr Senior Dr. Hilmer mit seltener, dankenswerter Liberalität zur Verfügung stellte. [13]) Ulrich a. a. O. S. 20. [14]) Exemplare auf der Provinzialbibliothek zu Hannover und der Universitätsbibliothek Göttingen. [15]) Exemplare in der Heiligerschen Sammlung des Kgl. geh. Staatsarchivs zu Hannover. [16]) „Die uns, auf unsre gehorsamste Einladung, mit ihrer schätzbaren Gegenwart beehren wollen, werden von uns gar sehr ersuchet, geneigt dahin zu sehen, daß auf die Ihnen gegebenen Billets nicht auch andere, ohne Billet, mit eindringen; auch nicht zuzugeben, daß die vor ihnen stehenden Kinder aufsteigen und denen, welche hinter ihnen sitzen, das Gesicht nach dem Theater benehmen dürfen." [17]) Grupen klagt insbesondere: „Da außerdem die Eintheilung in Secunda gemacht ist, daß der Conrector wöchentlich 23, der Cantor aber nur 7 Stunden geben muß, so hat der Conrector zu privatissima nicht gar so viel Zeit übrig." [18]) Genauere Angaben über das Zahlenverhältnis der bemittelten und unbemittelten, der auswärtigen und einheimischen Schüler, über Alter und Dauer der Schulzeit, ließen sich ohne enormen und nutzlosen Zeitaufwand bei der Dürftigkeit der Verzeichnisse, die nur Namen und Geburtsort angeben, nicht machen. [19]) Vergleiche die Berichtigung Schlözers Staatsanzeigen IX, 480.

2.

[1]) Vgl. Grotefend: Geschichte des Lyzeums der kgl. Residenzstadt Hannover. Hannover o. J. (1833) S. 30. Ulrich S. 14. [2]) Grotefend a. a. O. S. 31. Ulrich S. 14. [3]) De cura principum et magistratuum piorum in tuendo et conservando cantu ecclesiastico eodemque tam plano quam artificioso. [4]) Ballhorn: Nachricht von der jetzigen Verfassung des Unterrichts 1771 und Fortsetzung 1773. Ulrich S. 14. Grotefend S. 33. [5]) Vgl. Ulrich S. 21. Grotefend S. 27. Die Biographie von Borchers: Einige Züge aus dem Leben des verdienstvollen Superintendenten L. W. Ballhorn. Göttingen 1786. ist mir leider nicht zugänglich geworden. [6]) Auch Leisewitz dankt Ballhorn den entscheidenden Hinweis auf Lessing, vgl. J. A. Leisewitzens Briefe an seine Braut. ed. Mack. Weimar 1906. S. V. [7]) Vgl. die lateinische Selbstbiographie in Ballhorns Programm: De usurpatis quibusdam latinae linguae discendae exercitationibus, comparandae verae eius facultati noxiis. Prolusio I. Hann. 1772. S. VIII. Grotefend S. 42. Ulrich S. 24. [8]) Z. B. einen Klassengenossen von Moritz: Johann Heinrich Just Köppen, Primaner 1773—76 (Annalen der Braunschweig. Lüneb. Churl. 1792. 6, 335 ff.), der für einen kaufmännischen Beruf bestimmt, mit brennendem Eifer sich nebenbei fortbildete, schließlich auf das Lyzeum kam, und dessen Lebenslauf überhaupt in Übereinstimmungen und Abweichungen einen lohnenden Vergleich mit dem von Moritz gestattet. [9]) Wir können durch Vergleichung der beiden Programme Ballhorns mit den Verzeichnissen der in den öffentlichen Stunden durchgenommenen Pensen, die ich freilich immer nur für die Winterhalbjahre in den Akten des geistlichen Ministeriums zu Hannover fand, die wirkliche Praxis des Unterrichts ziemlich genau kontrollieren, die

Stundenpläne wiederherstellen und die geleistete Arbeit zum Teil übersehen. [10]) Schuljahr 1774/75 (11. April bis 31. März): Virgilii Bucolicor. Eclog. 6—10. Georgicor. lib. I, II, III, IV, 1—160. Ovidii: Metamorph. I, II, III, IV, V, VI, fab. I—III. Ciceronis: epist. ad Diversos. Lib. X ep. 12 bis lib. XIII ep. 17. Schuljahr 1775/76 (24. April bis 23. März): Virgilii: Georgic. Lib. IV, 160 sq. Bucolica et Georgica lib. I, 1—231. Ovidii: Metamorph. lib. VI, VII, VIII. Ciceronis: ep. ad. diversos XIII, ep. 18 bis XVI, I, ep. 1—8. Hirtius: libr. de bello Alexandrino et Africano et Caesaris: de bello Gallico. Lib. I, 1—28. [11]) Gelesen wurde Schuljahr 1774/75: Galaterbrief Cap. III—VI. Briefe an die Epheser, Philipper, Colosser, Thessalonicher, Thimotheus, Titus, Philemon. Hebräerbrief Cap. I und II. Aus der Chrestomathie: No. X, XI, XIII, XV, XII. Schuljahr 1775/76: Hebräerbrief von Cap. II ab. Alle „katholischen" Briefe. Offenbarung Cap. 1—4. Chrestomathie: XII, V, I, II. [12]) Michael Ranft: Corpus doctrinae evang. luther. sive compendium theol. theticopolemicae. Leipzig 1754/55. Partes duo. Durchgenommen: Winter 1772/73: 1. De ecclesia; 2. De morte temporali; 3. De mortuorum in vitam reditu; 4. De iudicio ultimo; 5. De aeterna beatitate. Winter 1773/74: absolutis, quae de veritate religionis christianae praemitti poterant et debebant. 1. de scriptura sacra; 2. de deo et inprimis de Trinitate, de Creatione et Providentia maximi momenti capita exposui. [13]) J. Chr. Baumeister: Institutiones philosophiae rationalis methodo Wolfii. Wittenberg 1736. Ed. nov. 1780. Durchgenommen Winter 1772/73: a) praemissis carptim illis, quae delibasse novitiorum maxime intererat; b) studiosius exposui: 1. de definitione, 2. de divisione logica, 3. de iudicio et propositione. Winter 1773/74: a) primariis capitibus, tironum ergo, strictim repetitis studiosius paullo ista de: 1. ideis discernendis et emendandis, 2. terminis, 3. definitione, 4. divisione, 5. propositione illustravi. [14]) J. C. Baumeister: Anfangsgründe der Redekunst in kurzen Sätzen abgefaßt, und mit Exempeln erläutert. Nebst einem Anhange der neuesten politischen Reden und Schreiben aus den Zeitungen gesammlet. Leipzig und Görlitz 1765. [15]) Johann Peter Millers Anweisung zur Wohlredenheit nach den auserlesensten Mustern Französischer Redner. Zwote verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig und Göttingen 1767. [16]) Winterhalbjahr 1772/73: a) data declamandi opportunitate; b) illustrandis Tullii orationibus 1. in Catil. quarta, 2. pro Archia, 3. pro Marcello, 4. pro Ligario, 5. ad Quirites post reditum recolere et ad eam exercere alumnos meos conatus sum. Winterhalbjahr 1773/74: Orationum Ciceronis tres fere elegantissimas: 1. post redit. in Senatu, 2. pro Marcello, 3. pro Lege Manilia additis aliquot Livianis insignioribus a) Titi Quintii III c. 67 sq., b) Camilli Trib. Plebis IV c. 3 sq., c) Sempronii Trib. Pl. adversf. App. Claud. IX c. 34 sq., d) Fabii Max. ad Aemil. XXII c. 39 sq. statarias ratione declaravi. [17]) L. v. Holberg: Synopsis Historiae universalis. Hauniae et Lipsiae, 1771. Winterhalbjahr 1772/73: Karl V. bis zur Gegenwart. Winterhalbjahr 1773/74: Biblische Geschichte bis auf Christus und Profangeschichte bis zur Gründung Roms. [18]) Ich sah nur durch: Geschichte der heutigen vornehmsten Europäischen Staaten im Grundrisse von Gottfried Achenwall. 5. Auflage. Göttingen 1779. [19]) Kurzer Entwurf einer Historie der Gelehrsamkeit zum Gebrauch der Jugend auf Schulen, von L. A. Baumann. Brandenburg und Leipzig, 1762.

[20]) A. F. Büsching: Auszug aus seiner Erdbeschreibung. 5 Auflagen. Hamburg 1762—1780. 6. Aufl. 1783. [21]) Schuljahr 1774/75: a) Asien: China und Japan; b) Afrika: Aegypten und „alle übrigen Provinzen Afrikas"; c) Nord- und Mittelamerika mit den vorgelagerten Inseln; d) die neuentdeckten Inseln im stillen Ozean nach Bougainvil; e) Deutschland: Fürstentum Calenberg. Schuljahr 1775/76: Deutschland: Fürstentum Calenberg, Göttingen, Grubenhagen, Herzogtum Lüneburg, Lauenburg, Bremen, Fürstentum Verden, Grafschaft Hoya, Diepholz. 2. Der niedersächsische Kreis. 3. Der westfälische Kreis. 4. Teile des obersächsischen Kreises. [22]) Vossische Zeitung, 20. November 1784. [23]) Auch für 1774, ja selbst für 1775 ist die Wahrscheinlichkeit seiner Beteiligung an den Aufführungen gering, denn von den 16 gingen im ersten Jahre nur 5 ab, in dem zweiten gehörten noch 9 von ihnen der Klasse an. [24]) Hann. Anzeigen: 6. August 1773. Darnach ist die Angabe Ulrichs S. 32 zu berichtigen.

3.

[1]) Vgl. Grotefend a. a. O. S. 37. Ulrich, S. 35/36. [2]) Bemühungen der Lehrer in der großen Schule der Altstadt Hannover, auf Verlangen entworfen. Hannoverisches Magazin. 1776. 43. Stück, sp. 673 ff.; 44. Stück, sp. 689 ff. [3]) D. Georg Friedrich Seiler: Doctrinae Christianae Compendium Gymnasiis atque scholis Scriptum. Erlangae 1774. Im Religionsunterricht 1774/75 wurde nach einer Einleitung des Direktors erledigt: im Seiler appendix I, II, S. 295—316 u. S. 1—25. 1775/76: Seiler S. 26—204. 1776/77: Seiler 204—294. [4]) Die Pensenverzeichnisse nennen nur Baumeister als Lehrbuch. Durchgenommen wurde 1774/75: Prolegomena, Cap. 1—6: de ideis, de usu vocum, de definitionibus, de divisionibus, de iudiciis et propositionibus, de syllogismis. 1775/76: de syllogismis minus ordinariis; de sallsitate, errore, praeiudiciis et fallaciis; de veritate certa; de veritate probabili; de modo libros legendi; de disputatione; Prolegomena Logices; de ideis; de definitionibus; de divisionibus. [5]) Schroeckh: Allgemeine Weltgeschichte für Kinder. 3 Teile. Leipzig 1774/75. Schuljahr 1774/75: Sektion I, Periode 1—3 von Adam bis Romulus. Schuljahr 1775/76: Periode 4—6 von Romulus bis Christus. Sektion II, Periode 1 von Christus bis Theodosius I. 1776/77: Sektion II, Periode 2—4 von Theodosius bis Ferdinand I. [6]) Diese beliebte Tabellenmethode wirkt noch nach bis in Moritz' eigene Schriftstellerei, er schrieb u. a. die Tabellen von der englischen Aussprache 1779, fügte der deutschen Rechtschreibung und der englischen Sprachlehre Tabellen hinzu und legte sich für die Beobachtung Tabellen an. [7]) J. M. Gesner: Primae lineae artis oratoriae. Jenae 1775. Schuljahr 1774/75: S. 1—27. Schuljahr 1775/76: S. 27—48; S. 1—12. Schuljahr 1776/77: S. 13—39. [8]) D. d. 21. 3. 1774. — 28. 3. 1775. — 16. 3. 1776. — Frühjahr 1777 — sämtlich handschriftlich im Archiv des geistlichen Ministeriums zu Hannover. [9]) Zuerst mitgeteilt von Roethe: DLZ. 1886, No. 45, sp. 1604/5. Je ein Exemplar UB. Göttingen und KB. Hannover. [10]) A. W. Iffland: Meine theatralische Laufbahn. Hgb. von Holstein. DLD. 24. [11]) DLD. 24. S. 29, 3. [12]) Heiligersche Sammlung im Geh. Staatsarchiv Hannover. [13]) C. Duncker: Iffland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Direktor der Berliner Bühne. Berlin 1859. S. 16. [14]) H. A. O. Reichard's Selbstbiographie hgb. von H. Uhde. Stuttgart 1877. S. 145.

## Drittes Kapitel.

[1]) Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für R. Hildebrand. Leipzig 1894. S. 186. [2]) D. Mus. 1780. I, 491 ff. [3]) J. C. K. Arnold: Erfurt mit seinen Merkwürdigkeiten. Gotha 1802. S. 39. [4]) Arnold a. a. O. S. 53. [5]) D. Mus. 1780. I, 495. Arnold 95 ff. und Georg Gergel: Die Karthause zu Erfurt (ein Grundriß, 3 Tfln. mit Abbildung.). Mitteil. d. Ver. f. d. Gesch. u. Altertumskunde v. Erf. 27. Heft. 1906. S. 1 ff., 16 ff.; vgl. bes. Tfl. I und S. 26. [6]) Heute „Restaurant zur Karthause" und Vereinshaus des kath. Gesellenvereins. Karthäuserstr. 13/16. Über dem Barockportal die Inschrift: „Aedificata est 1738. Domine dilexi decorem Domus tuae et locum habitationis Gloriae tuae". Der heutige Restaurationsgarten entspricht dem Kirchhof des Klosters, auch einige von den kleinen Häusern der Mönche sind noch erhalten. [7]) Arnold a. a. O. S. 99 ff. [8]) D. Mus. 1780. I, 492. [9]) F. Eulenburg: Die Frequenz der deutschen Universitäten. Leipzig 04. S. 206. [10]) Caspar Friedrich Cossius. Aus seinem Nachlaß biographisch dargestellt von M. H. Müller. Gotha 1819. S. 32. [11]) Für Wintersemester 76/77 kündigte Schellenberger publice: Dogmatik, privatim: Kirchengeschichte des N. T. und Exegese des Galaterbriefes an. Cossius las öffentlich: Erklärung des Hebräerbriefs, privatim: biblische Hermeneutik. Vorl.-Verz. KB. Erfurt. [12]) Erhard: Überlieferungen zur vaterländischen Geschichte alter und neuer Zeiten. Magdeburg 1827. 2. Heft, S. 116. [13]) M. H. Müller a. a. O. S. 32. [14]) J. F. Froriep: Bibliothek der theologischen Litteratur. Erfurt 1779. Vorbericht. Auch Wieland meint (Erhard a. a. O. 117): „wie denn bis dato gegen seine Orthodoxie noch von niemanden nichts eingewendet worden ist". [15]) Mo. Di. Do. Fr. 9—10: de universis theologiae partibus rite tractandis, publice; 1—2: selecta historiae ecclesiasticae vet. testam. capita, publice; privatim vero Mo. Di. Do. Fr. 10—11: collegium theologico-practicum aperiet, hoc est, eos, quibus placet, examinabit instituetque ad disputandum, concionandum, catechizandum immo et visitandum nosocomium; 10—12: initia linguarum arabicae et hebraicae docebit. [16]) Andreas Hartknopf. Berlin 1786. S. 119. [17]) a. a. O. S. 4 ff. [18]) Bibl. d. theol. Litt. Vorber. 11.: „Alle Mittwochen wird bey verschlossenen Thüren in meiner Kirche gepredigt; doch stehet es den Mitgliedern des Collegii frey, auch andere Personen hineingehen zu lassen. Den Hauptsatz zur jedesmaligen Predigt bestimme ich vierzehn Tage vorher, ich gebe seine Theile und Untertheile an, und füge auch wohl verschiedene Erläuterungen hinzu. Wenn die Predigt abgeleget ist, so wird derjenige, der sie gethan hat, von seinen Commilitonen und dann auch von mir beurtheilet . . . Zum Überfluß nehme ich auch die Predigten zu mir, sehe sie, insbesondre wegen der Schreibart, noch einmal durch und sage in einer der nächsten Stunden mein weiteres Urtheil." [19]) Erhard a. a. O. S. 120. [20]) Andreas Hartknopf S. 114. [21]) Mündliche Mitteil. von dem Kgl. Bibl. Herrn Prof. Dr. Stange-Erfurt. Vgl. Stange: Die Kön. Bibl. zu Erfurt. Jahrbücher der Kgl. Akademie gemeinnütz. Wiss. zu Erfurt. N. F. 32. Erfurt 1906. S. 147/48. [22]) P. H. Helyots: Ausführliche Geschichte aller geistlichen und weltlichen Kloster- und Ritterorden beyderley Geschlechts aus dem französ. übers. 8 Bde. Leipz. 1753/56. [23]) Andreas Hartknopf S. 119. [24]) Ebenda S. 146. [25]) Olla Potrida.

B. 1780. II, 7. [26]) Mag. VII (1789). Stück 3, S. 38. [27]) Andreas Hartknopf S. 117. [28]) Dr. Loth: Die Entwicklung der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe auf der Universität Erfurt. Sonderabdruck aus No. 5 und 6 der Korrespondenzblätter des allg. ärztl. Ver. von Thür. 1905. S. 23 ff. Auch hier sei dem Herrn Verfasser noch einmal für seine freundlichen Hinweise gedankt. [29]) Schriften von Alix; vgl. Meusel I, 71. [30]) Erfurt 1780. [31]) Liebenswürdige Mitteilung von Herrn Sanitätsrath Dr. Loth-Erfurt. [32]) Chr. Aug. Bertram: Berlinisches literar. Wochenblatt. Band II, 1 (1776), S. 74 (aus G. Weisfteins Nachlaß). [33]) Im Stadtarchiv zu Erfurt und im Geh. Staatsarchiv zu Magdeburg fanden sich keinerlei Akten über die Anwesenheit der Truppe in Erfurt. Die vorstehenden Angaben über sie ergeben sich aus den Ratsprotokollen der Stadt Mühlhausen in Thür. [34]) Dr. Aug. Beck: Ernst der Zweite. Gotha 1854. S. 337. — Dr. W. Koffka: Iffland und Dalberg. Leipz. 1865. S. 55. — Mitt. d. Ver. f. Chemn. Gesch. I, S. 196, 197. [35]) Ifflands theatralischer Almanach 1808. S. 141 (aus G. Weisfteins Nachlaß). [36]) In Naumburg soll seine höchste Einnahme 9 Rthlr. betragen haben. [37]) Reichards Theaterkalender 1779. S. VI, XVI, XXVII. 1780. S. 250. [38]) DLD. 126, S. 10. [39]) Für gütige Nachforschungen und Übersendung eines wortgetreuen Auszugs bin ich Herrn Archivar D. Jos. Th. Müller-Herrnhut zu Dank verpflichtet. [40]) Dr. Wilh. Altenberger: Karl Philipp Moritz' pädagogische Ansichten. Leipzig 05. S. 3. [41]) Vgl. Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland. Berlin und Stettin 1781. I, 29 und K. Ph. Moritz: Denkwürdigkeiten. I, 258 ff. [42]) a. a. O. I, 27. [43]) Geständnisse seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend von Dr. Franz Volkmar Reinhard. Sulzbach 1810. S. 48 ff., 68 ff. [44]) Litterarische Reise durch Deutschland. Leipzig 1786. 1. Heft, S. 52. [45]) Pommersches Archiv der Wissenschaften und des Geschmacks. 4. Stück. 1784. S. 313. [46]) Wittenberg. Wochenblatt: 1768, S. 432. 1768, S. 20, 304, 28, 280. 1769, S. 96. [47]) Denkwürdigkeiten I, 305. [48]) Wittenberg. Wochenblatt. 13. Febr. 1778. S. 48. [49]) Wittenberg. Wochenblatt. 25. April 1777, S. 125 ff., Moritz, S. 128. Für Wintersemester 1777/78 ebenda 31. Oktober 1777, 341 ff., Moritz, S. 344. [50]) Vgl. Katechismus des Natur, herausgeg. von J. F. Martinet. 1. Theil aus dem Holländischen nach der 4. Auflage übersetzt von J. J. Ebert. Leipzig 1779. Theil I, Blatt 5b heißt es in Eberts Vorbericht: „Was die Übersetzung anbetrifft so finde ich weiter nichts zu erinnern, als daß ich bey derselben Herrn Mag. Moritz, welcher damals auf der hiesigen Academie in der englischen Sprache Unterricht ertheilte, itzt aber eine Lehrstelle an der Schule zum grauen Kloster bekleidet, zum Gehülfen gehabt habe. Er übersetzte unter meiner Aufsicht noch bey seinem Hierseyn, einen Theil dieses Werkes nach der zweyten Auflage" (aus G. Weisfteins Nachlaß). [51]) Ein Brief an Moritz, der sich auf diese Angelegenheit bezieht, im Allg. D. Briefsteller B. 1793. S. 322. No. 8. [52]) Chronik der Lehrer des Potsdamer Waisenhauses handschriftlich. Nr. 173. Auszug in G. Weisfteins Nachlaß. [53]) Selbstbiographie von Dr. A. F. W. Crome. Stuttgart 1833. S. 69 ff. [54]) Geschichte des kgl. Potsdamschen Militärwaisenhauses. Berlin und Potsdam 1824. S. 481 (aus G. Weisfteins Nachlaß). [55]) Akten des Magistratsarchivs Berlin.

# Lebens- und Bildungsgang.

In dem evangelischen Pfarrhaus zu Heiligenwald, einem Dorfe des preußischen Saarreviers, wurde ich am 11. September 1884 geboren. Von Ostern 1890—94 besuchte ich die Volksschule, von Ostern 1894—97 das damalige Progymnasium zu Neunkirchen (Saar). Nächst meinem Vater, der mir mit seinem liebevollen Verständnis für deutsche Dichtung und seinen regen wissenschaftlichen Neigungen von früh auf Vorbild und Führer war, bestimmten die sechs wichtigen Jahre, während deren ich vom April 1897 bis Februar 1903 die königliche Landesschule Pforta durchlief und alle Vorteile dieser „alma mater" reichlich erfuhr, die besondere Richtung meiner Interessen.

Vom 1. April 1903 bis 31. März 1904 diente ich als Einjährig-Freiwilliger beim Inf.-Reg. „Kaiser Wilhelm" (2. Großh. Hess.) Nr. 116 in Gießen. Meine Studien, die 1905 und 1907 durch militärische Übungen unterbrochen wurden, führten mich an die Universitäten Tübingen (S.-S. 1904), Berlin (S.-S. 06 bis S.-S. 07), Leipzig (W.-S. 04/05 bis W.-S. 05/06; W.-S. 07/08 bis W.-S. 08/09) und erstreckten sich auf klassische und deutsche Philologie unter besonderer Berücksichtigung der neueren deutschen Literaturgeschichte.

Ganz besonders fühle ich mich den Herren: Prof. Dr. Max Herrmann in Berlin, Gustav Kettner in Schulpforta, Albert Köster in Leipzig verpflichtet. Von ihnen, als von meinen dankbar verehrten Lehrern, habe ich in erster Linie vorbildliche bestimmende Anregungen und fördernde Bereicherung erfahren.

3 0112 098976498

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.